P.o.germ.
167
-2-

<36602766800014

<36602766800014

Bayer. Staatsbibliothek

~~Vgl. Ad. Deutschen. pag. 95.~~

P. O. germ
167-2

Sittenschriften.

München

bey Joseph Aloys Crätz. 1768.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Heinrich Brauns
Sammlung
von
guten Mustern
in der deutschen
Sprach- Dicht-
und
Redekunst.

Zur Beförderung
des guten Geschmackes
in Oberdeutschlande.

II Band
Sittenschriften.

München
bey Joseph Aloys Crätz. 1768.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Verzeichniß

der in diesem Bändchen befindlichen Stücke.

Einleitung.

Gellerts Vorlesung von der Beschaffenheit, dem Umfange und dem Nutzen der Moral.

I. Der Schäfer.

Der Christ in der Einsamkeit.

II. Eine kleine Berechnung des menschlichen Lebens.

Die Menschen wie sie sind, und wie sie seyn sollen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

III. Gedanken über das Glück.
Der alte Bienenstock.

IV. Die Wünsche.
Das Reich der Natur und Sitten.

V. Gedanken über die Vortheile, welche uns unsere Feinde verschaffen.
Belustigungen des Verstandes und des Witzes.

VI. Lebensstände.
Freundschaftsräthe.

VII. Von der vernünftigen Anwendung des Geldes.
Das Reich der Natur und Sitten.

VIII. Die süßen Herren.
Der alte Bienenstock.

IX. Betrachtungen über das Vergnügen.
Das Magazin der Natur, Kunst und Wissenschaften.

X. Von dem Glücke eines frühen Todes.
Der Mann.

XI. Der Patriot, und
XII. der Antipatriot.
Philosophische und patriotische Träume.

Ein=

Einleitung
von der
Beschaffenheit, dem Umfange
und dem
Nutzen der Moral,
Eine
Vorlesung
auf Befehl und in hoher Gegenwart
Sr. Churfürstl. Durchlauchtigkeit
zu Sachsen
Friedrich Augusts
gehalten
von
C. F. Gellert.

Auf Befehl unsers durchleuchtigsten und gnädigsten Churfürsten soll ich itzt die Moral, nach ihrer Beschaffenheit, ihrem Umfange und ihrem Nutzen, in einem kurzen Abrisse darstellen. Diesem Befehle, der dem Herzen eines jungen Fürsten, so viel Ehre macht, gehorche ich in tiefster Ehrfurcht, und wünsche, daß ich das, was mir bey meinem Vortrage an Scharfsinnigkeit und Beredsamkeit mangeln wird, durch Deutlichkeit und Kürze ersetzen möge.

Die Moral, oder die Kenntniß von der Pflicht des Menschen soll unsern Verstand zur Weisheit, und unser Herz zur Tugend bilden, und durch beydes uns zum Glücke leiten. Niemand wird ein Glück suchen, das er nicht kennet, noch die Mittel dazu anwenden können, wenn er sie auch nicht kennet, oder nicht überzeugt ist, daß sie die besten und einzigen sind. Die Moral soll uns also lehren, was unser wahres Glück, oder unser höchstes Gut, das ist: was für ein Geschöpf, das aus einem un= sterblichen Geiste, und aus einem hinfälli= gen Körper besteht, am zuträglichsten, der Ruhe der Seelen und der äusserlichen Wohl= fahrt am gemäßesten sey, und auf was für einem Wege wir am sichersten zu diesem Ziele gelangen können.

Wir sind, wenn wir auf uns selbst bli= cken, mit mannigfaltigen Kräften, Fähig

keit=

keiten, und natürlichen Neigungen versehen; wir sind mit künstlichen und wunderbaren Werkzeugen des Körpers ausgerüstet; wir entdecken tausend Bedürfnisse, ohne die wir nicht leben können, und die wir suchen müßen. Wir fühlen alle einen unwiederstehligen Trieb zum Leben und zum Vergnügen; wir sind mit vielen Uebeln umringet, von denen wir uns eben so natürlich scheuen; wir sehen tausend Gegenstände, die uns an sich locken, die uns anfangs vergnügen, und bald darauf bestrafen. Wir finden, daß nicht alle Vergnügungen, denen wir nacheilen, von einerley Würde sind; daß einige flüchtig, andre dauerhafter, daß einige mehr unserm Körper, andre unserer Seele angemessen sind; daß wir einige, wenn wir sie genossen haben, mit einem geheimen Beyfalle billigen, auf andre hingegen mit Reue, Scham und Unwillen zurück sehen; daß wir unsre

Kräfte und Neigungen bald auf diese, bald auf jene Art, bald zu unserm Vortheile, bald zu unserm Schaden, anwenden können.

Wir sehen uns ferner mit Menschen umgeben, deren Hülfe und Gesellschaft wir nicht entbehren, und die auch die unsrige nicht missen können; die unser Vergnügen, so wie wir das ihrige, bald befördern, bald stören können. Wir fühlen Neigungen gegen sie, die ein innerliches Bewußtseyn bald für gut und edel, bald für unerlaubt und verwerflich erkläret, und die das Urtheil des Verstandes bald mit Gründen rechtfertiget, bald verbeut. Wir finden Handlungen, die nach dem Ausspruche eines innerlichen Richters bald gut, bald böse sind; und so lange wir nicht durch Leidenschaften aufgebracht werden, erklärt sie unser Herz, ohne große Beweise des

Ver=

Verstandes, ohne lange Untersuchung, für das, was sie sind, für löblich, oder schändlich.

Wir finden endlich, wenn wir uns, andre, die Natur, mit ihren Auftritten, die Welt mit ihren Wundern, mit ihrer Ordnung, Mannigfaltigkeit, Schönheit, Weisheit, Pracht und Vollkommenheit, in den Theilen, und im Ganzen, im Großen und Kleinen, in ihren Absichten und Mitteln, von der Seite des Nutzens und Vergnügens, betrachten, wir finden so viele Spuren eines weisen, gütigen und allmächtigen Schöpfers, daß es nicht auf unsern Willen ankömmt, ob wir ihn erkennen, und an ihn glauben wollen, oder nicht. Hat er uns gemacht, uns alle Kräfte und Neigungen, die wir besitzen gegeben: so wird er auch eine weise Absicht gehabt haben, zu der wir sie anwenden sollen. Sollte der

Mensch das gröste Werk der Schöpfung, und doch kein mit ihr übereinstimmendes Werk seyn?

Auf diese göttliche Absicht geht die Moral der Vernunft zurück, und sucht sie in der Natur des Menschen, oder die Bestimmung desselben in seinen Kräften und Neigungen auf. Diese Bestimmung oder Absicht, wird theils durch die natürliche Beschaffenheit unsrer Eigenschaften, welche uns die Vernunft entdecket, theils durch ein geheimes Gefühl des Herzens, oder den Trieb des Gewissens offenbaret, der nicht nur unsern Verstand nöthiget, ein göttliches Gesetz überhaupt zu erkennen, sondern der uns auch fühlbar wahrnehmen läßt, ob etwas seiner Natur nach recht oder unrecht, erlaubt oder strafbar, rühmlich oder schändlich sey. Die Absicht also, zu der wir von GOtt erschaffen sind, zu bemerken, und zu erforschen, und die Mittel, die wir anwenden müßen,

sie zu erreichen und auszuführen, lehret die philosophische Moral. Diese höchste Absicht kann nichts geringers seyn, als eine dauerhafte und allgemeine Zufriedenheit und Glückseligkeit der Menschen, durch einen freywilligen Gehorsam gegen unsern HErrn und Schöpfer. Diese von ihm geordnete Glückseligkeit mit Unterwerfung, Treue und Eifer suchen und befördern, ist Pflicht, Weisheit und Tugend; und so wie die Pflichten, die uns die Natur lehret, Mittel zu unserm wahren Glücke sind; so sind sie auch unveränderlich, und in dem ewigen Willen GOttes und in seiner Heiligkeit gegründet. Denn einen GOtt denken, der bloß gütig und allmächtig, nicht aber zugleich heilig und gerecht ist, der es nicht achtet, ob wir seinen Willen, den er uns in dem Gewissen und der Vernunft offenbaret, gehorchen oder nicht, heißt GOtt schänden und sein Wesen aufheben. Die

Moral lehret uns also heilige Pflichten und für uns selige. Sie lehret uns den Unterschied des Guten und Bösen, des Edlen und Unedlen, des Rühmlichen und Schändlichen erkennen, damit wir desto leichter das Gute suchen, und das Böse verwerfen. Wie willig sollten wir daher ihre Befehle erlernen und ausüben, da wir unaufhörlich das Verlangen fühlen, glücklich zu seyn!

Allein die Neigungen und Leidenschaften, die uns GOtt zu Triebfedern unsers Glücks, zur Erreichung desselben, oder zur Abwendung des Uebels, gegeben hat, sind Kräfte, die eine freywillige und ihren Gegenständen gemäße und sorgsame Anwendung erfodern. Zu heftig oder zu schwach begehren und verabscheuen, entfernet uns beydes von unserm Glücke. Das Gute verlangen, das Böse scheuen, und doch die

Mittel,

Mittel, jenes zu erhalten, dieses zu vermeiden, nicht suchen und gebrauchen wollen, ist ein kindisches, widersprechendes und rebellisches Verlangen nach Glückseligkeit.

Ferner, unsre Neigungen und Bedürfnisse sind *mannigfaltig*. Eine Neigung, die zu unsrer Natur gehöret, so befriedigen, daß wir die andern unerfüllt lassen oder beleidigen, ist wider die Eintracht unsrer Seele und wider das System des Glücks. Wir sind auch vieler Vergnügungen fähig, die einander dem Werthe nach untergeordnet sind, und die wir nicht alle zugleich genießen können; vieler Schmerzen, die ebenfalls von verschiedener Größe sind, und die wir nicht alle von uns entfernen können. Fehlen wir nun hierbey unsrer Wahl, wählen wir nicht das größere Gut, wenn wir ein kleineres zugleich nicht erreichen können,

nen, wählen wir nicht das kleinere Uebel, um dem größern zu entgehen; wollen wir gleichsam Frühling und Sommer, Saat und Erndte, zugleich in unsrer Seele haben, eine bittere Arzney mehr scheuen, als die Krankheit: so handeln wir wider die Natur, und wider unser Glück, dessen Wesen durch unsern Willen nicht kann geändert werden.

Alles dieses setzt einen Anführer, den Verstand, voraus, und eine Achtsamkeit auf seine Stimme und auf den Ausspruch eines innerlichen Gefühls dessen, was gut ist, oder nicht. Aber den Verstand gehörig fragen und anhören, seine Aussprüche mit unserm Gewissen vergleichen, dazu gehöret Aufrichtigkeit, Lehrbegierde, und eine Stille der heftigen Leidenschaften. Ist es also zu verwundern, wenn wir ihn, diesen

sen Verstand, oder die Stimme des Herzens oft gar nicht, oft dunkel und irrig verstehen? Wir müßen den Befehlen des Verstandes oft dadurch gehorchen, daß wir ihnen eine süße Neigung entweder ganz aufopfern, oder die unordentliche Selbstliebe doch mäßigen. Beydes ist Arbeit, und eine Gewalt, die wir uns selbst anthun müßen. Wird es also nicht gewiß seyn, daß die Tugend, daß unser Glück, ohne Mühe, ohne fortgesetzte Mühe, weder erlanget, noch erhalten werden kann, und daß also die Moral ein Werk unsers ganzen Lebens, des jugendlichen, des männlichen, des höhern Alters, daß sie keine müßige Weisheit der Schulen, keine kraftlose Nahrung des Gedächtnisses, keine prahlende Wissenschaft sey, um in Gesellschaften oder Büchern damit zu glänzen, sondern ein Unterricht, dem wir in unserm Herzen und ganzen Wandel, in der Stille und im Geräusche, in den Stun-

den der Arbeit und der Erholung, im Glücke und im Unglücke, in gesunden und kranken Tagen, nahe am Tode und fern vom Grabe, in allen Verhältnissen des Lebens, als Kind, als Vater, als Bruder, als Gatte, als Freund, als Lehrer, als Regent, als Unterthan, als Bürger des Vaterlandes und als Bürger der Welt und der Ewigkeit folgen sollen? Denn wo ist ein Gemüthszustand, ein Zeitpunkt, ein Fall zu erdenken, der nicht eine gehörige, moralische und freye Anwendung unsrer Kräfte erfoderte? Und wo ist ein Fall, da es besser wäre, wider die heilige, unveränderliche Anordnung eines allwissenden, gütigen, gerechten und allmächtigen Wesens zu handeln, in welchem sich alles zu unserm Glücke, oder zu unserm Verderben vereiniget?

Die Moral ist, gleich der Sonne, ein Licht, das unsern Geist erleuchtet; sie breitet ihren Glanz über die sittlichen Gegenstände aus, und klärt dem Auge des Menschen die mannigfaltigen Schuldigkeiten und Absichten seines Daseyns aus seinen Fähigkeiten und verschiedenen Bestimmungen auf. Allein sie ist nicht bloß ein Licht, das erleuchtet, sie soll auch das Herz beleben. Sie soll den Samen der natürlich guten Neigungen erwärmen, daß er seine Früchte, die Früchte der Tugend und Glückseligkeit für uns und andre trage. Unser Geschmack für das Gute wächst, je mehr wir die Schönheit und Göttlichkeit der Tugend, und ihren wohlthätigen Einfluß in alle Verhältnisse des Lebens kennen lernen. Wir fangen an, das Löbliche, das Rechtschaffene und Gesetzmäßige der Gedanken, Neigungen und Handlungen lebhaft, geschwind und in seinen verschiedenen Graden zu empfin-

den. Und diese Empfindung, wenn wir sie warten und pflegen, begleitet uns durch alle Umstände des Lebens, ermuntert uns zu unsrer Schuldigkeit, und macht uns sinnreich und eifrig, sie auf die beste Art zu beobachten. Diese fortgesetzte Beobachtung fließt wieder in unsre Neigung ein, und stärkt sie dankbar mit neuen Kräften. Es wird uns leichter, gut zu seyn, weil wirs schon oft gewesen sind. Ein geheimes Vergnügen, recht gethan zu haben, breitet sich in unserm Herzen aus, und macht uns muthig, froh für uns, froh für andre, freudig gegen GOtt; denn der Tugendhafte, wie der weiseste König es ausgedrückt hat, ist getrost, wie ein junger Löwe. Dieses stille Vergnügen, der erste Segen der Tugend, tränket, gleich einem sanften Bache, das Herz und durchströmt seine edlen Neigungen; sie schlagen Wurzel und wachsen. So wächst auch der Abscheu

ge-

gegen das Unerlaubte. Wir erkennen seine Häßlichkeit, seinen schändlichen Einfluß, seinen Streit mit der Vernunft und dem Gesetze GOttes; wir fühlen an unsren eignen Thorheiten und Vergehungen die bestrafende Last des Bösen und lernen es hassen. Dieser Haß begleitet uns in die Versuchungen und hilft uns siegen. Wir finden an den Beyspielen und dem Umgange der Rechtschaffnen ein Gefallen; unser Herz eifert ihnen nach und wird durch sie edler. Wir bemerken die Beyspiele und den Umgang der Lasterhaften mit Mißfallen; unser Herz verschließt sich ihnen, und schätzt das Gute desto höher. So macht ein glückliches Gemälde der Kunst, daß neben einen heßlichen aufgestellet ist, unsern Geschmack an dem schönen nur lebhafter; und das Mißfallen an dem schlechten erhöht die Liebe zu den schönen. — Auf diese Weise bildet und bessert die Moral das Herz.

Allein die Moral zeigt uns auch vornämlich unser Verhältniß mit dem Ewigen, dem Vater der Geister und aller Vollkommenheit. Ihn kennen, dieses muß auf unser Herz den seligsten Einfluß haben. Ihn kennen heist zugleich ihn lieben, verehren, anbeten, sich seiner erfreuen, sich seinen Befehlen und Schickungen ohne Ausnahm unterwerfen, Dankbarkeit und Vertrauen gegen ihn fühlen, und Bewundrung und Liebe gegen seine Vollkommenheiten und Werke. Erweckt und befestiget die Moral diese Erkenntniß und diese Neigungen: so ist offenbar, daß sie unser Herz zur höchsten Stuffe der Würde und Glückseligkeit, deren wir von Natur fähig sind, erhebt. Diese Erkenntnisse und Neigungen sind durch ihren Gegenstand groß; und darum erheben sie das Herz. Sie vereinigen uns mit der Quelle der Vollkommenheit; und darum machen sie unser Herz

ruhig und zufrieden. Sie geben unsern Privatneigungen und den geselligen Pflichten Ordnung und Leben, und werden die heiligsten und mächtigsten Bewegungsgründe zur Rechtschaffenheit ohne Zeugen, ohne irdische Belohnungen des Ruhms und Eigennuzes, bloß aus einem ehrwürdigen Gehorsam gegen die Gottheit. Sie stärken uns, unsre eignen Vortheile zu vergessen, und der Tugend auch schwere Opfer zu bringen, so bald unser eignes Vergnügen mit unsern Pflichten nicht bestehen kann. Sie stärken uns, Ruhe, Bequemlichkeit, Güter, Gesundheit, ja selbst das Leben, wenn es die Gottheit verlangt, großmüthig zu verleugnen, und aus ihrer Hand Elend mit Dank und Schmerzen mit Gedult und höhern Hofnungen eines künftigen glückseligern Lebens, anzunehmen. Dieses ist der höchste Zug des moralischen Charakters, nämlich die Gewißheit einer ewigen Fort-

dauer, welche unser Herz wünschet, die Einrichtung unsrer Seelenkräfte verspricht, und der Begriff von der Güte, Macht, Weisheit und Heiligkeit GOttes unterstützet. Die Moral, die unsern Geist zur Tugend bildet, ist also eine Wissenschaft für mehr als ein Leben; und unser moralisches Glück ist das einzige, das uns mit unserm Herzen in die Unsterblichkeit folget. In diesem Leben keimt unsre Tugend, die Ewigkeit bringt sie zur Reife, und ist die Erndte unsers Geistes. Aber welches sind die Gesetze der Moral?

Der Gesetze der Weisheit und Moral sind nicht viele; nur der Erklärungen, Beweise und Anwendungen dieser Gesetze giebt es viele. Thue, so lautet das Hauptgesetz der Moral, thue, aus Gehorsam und mit Aufrichtigkeit des Herzens gegen deinen allmächtigen Schöpfer und HErrn', alles,

was

was den Vollkommenheiten GOttes, was deinem eignen wahren Glücke und der Wohlfahrt deiner Nebenmenschen gemäß ist; und unterlaß das Gegentheil. Diese Gesetze und die Verbindlichkeit, ihnen zu gehorchen, sind für eine durch die Offenbarung aufgeklärte Vernunft nicht schwer zu erkennen: denn ohne das Licht der Religion würden wir in der Lehre von GOtt und der Tugend eben nicht heller sehen, als die Weltweisen des Alterthums, welches doch die scharfsinnigsten Männer waren; und gleichwohl weiß in unsern Tagen das geringste Dorf mehr von dem einigen GOtt und den Pflichten des Menschen, als die Städte, worinn Künste und Wissenschaften so vorzüglich blühten, als Athen und Rom wußten. Diese Gesetze der Moral also zu erkennen und zu beweisen, ist für uns keine schwere Weisheit; aber sie in allen Umständen, zu aller Zeit und in al-

len Verhältnissen aus Ehrfurcht gegen GOtt auszuüben trachten, dieß, dieß ist die schwerste und höchste Weisheit. Das Herz hat eigentlich nur eine Tugend, und diese ist der lebendige, kräftige, von dem Gewissen und der Vernnnft erzeugte Vorsatz, überall gut und der göttlichen Bestimmung ohne Ausnahme gemäß zu handeln, weil wir nichts seligers thun können. Aus dieser Tugend des Herzens fließen, gleich als aus einem Meere, viele Ströme einzelner Tugenden und Pflichten. Die vornehmsten dieser Tugenden, als die letzten und höchsten Güter des Menschen, in deren Besitze er Ruhe und Zufriedenheit, und die wahre Hoheit des Geistes findet, sind Ehrfurcht und Liebe gegen GOtt; Mässigung und Beherrschung seiner Begierden; Gerechtigkeit und Liebe gegen die Menschen, unsre Brüder; Fleiß und Arbeitsamkeit in seinem Berufe; Gelassenheit und Gedult

im Unglücke; Demuth, Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und Ergebung in ihre Schicksale. Diese Güter sind das Einkommen des Gewissens und einer wohl angewandten Vernunft. Deutlicher zu reden, wir fühlen Neigungen zum Guten, die das Gewissen eingiebt, und die Veruunft rechtfertiget: wir fühlen Neigungen des Herzens zum Bösen, deren Schändlichkeit das Gewissen aussagt, und die Vernunft durch Gründe erweißt. In dem Mangel dieser unerlaubten Neigungen, und in der größern Anwesenheit der guten, in der Regierung der natürlichen Triebe und Begierden des Willens nach den erkannten göttlichen Gesetzen und Absichten, in der Beherrschung unsrer Sinne und Unterdrückung der Leidenschaften, in dem Bewustseyn, daß wir das sind, was wir nach dem Plane und der Anordnung GOttes seyn sollen, oder vielmehr, daß wir uns aufrichtig und eifrig

bestre-

bestreben, so gut zu seyn, als wir seyn sollen, darinne muß unsre höchste Pflicht und das höchste Glück der Seele bestehen.

Daß aber die Herrschaft über seine Begierden und Leidenschaften, zu welcher Wachsamkeit und Vorsicht gehören, daß die Liebe und der Eifer des Guten, Gerechtigkeit, Güte und Menschenliebe, die allezeit mit unserm und andrer Glücke in Verwandtschaft stehen, und uns der Gottheit am ähnlichsten machen; daß Unerschrockenheit, Gelassenheit und Gedult bey den mannigfaltigen Gefahren und unvermeidlichen Unfällen des Lebens; daß Demuth, ohne welche der Mensch eine ewige Lügen ist; daß Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen zu GOtt, und die stille und beständige Ergebung in seine weisen Schickungen, Güter der Seele vom höchste Werthe, und also unsre höchste Pflicht sind, das heist, daß wir ohne sie

kein

kein wahres Verdienst, kein beständiges Glück besitzen, dieses läßt sich empfinden und beweisen.

Der Bösewicht, der diese Güter nicht besitzt, erklärt sie durch seine Unruhen und schreckensvollen Empfindungen für die höchsten. Warum zittert er, wenn ihm sein Glück nicht mangelt? Der Gute erklärt sie durch seine Zufriedenheit und ein geheimes Bewustseyn für die höchsten. Warum wäre er in ihrem Besitze ruhig, wenn noch größere Güter für sein Herz vorhanden wären? Unser Gewissen kündiget mit einer unwiderstehlichen Beredsamkeit uns die Eigenschaften als edel und liebenswürdig, und die entgegen gesetzten als schrecklich und strafwürdig an. Man denke sich selbst in aller Herrlichkeit der äusserlichen Güter, im Ueberflusse der Ehre, des Reichthums und der Hoheit, mit allen Vergnügungen der Ein-

bil-

bildungskraft umgeben, mit aller Erkenntniß der Künste und Wissenschaften bereichert und mit dem treflichsten Verstande begabt, und denke sich zugleich mit einem Herzen, dem die obengenannten Güter, dem Mässigung seiner selbst, Rechtschaffenheit und Gottesliebe fehlen; wird uns unser Gewissen für glücklich erklären? Man stelle sich vor, daß ein höherer Geist, der unsre ganze Bestimmung übersähe, und dieses Herz in uns offen erblickte, den Ausspruch von unserm Werthe thun sollte, würde er uns wohl mit seinem Beyfalle beehren können? Er sähe in unsrer Seele da, wo Güte und Wohlwollen herrschen sollte, einen kriechenden Eigennuz, anstatt der Ehrfurcht und des Vertrauens gegen GOtt eine kindische Eigenliebe und Vergötterung unsrer selbst; würde er uns bey allem äusserlichen Glücke, bey allen Gaben des Verstandes, bey aller irdischen Hoheit, nicht

für die armseligsten Thoren halten, denen Ordnung und Uebereinstimmung fehlte? Wird uns wohl der rechtschaffene Mann in diesem unserm Charakter, wenn er ihn kennt, seiner Achtung und Liebe würdig finden? Und die Gottheit selbst, mit welch einem Auge wird sie auf ein solches Herz herab sehen? Ist GOtt nicht ein gerechterer Richter, als der frömmste Mensch und der höchste Engel? Läst sichs ohne Lästerung denken, daß er die Rechtschaffenheit des Herzens, er, die Quelle alles Guten, daß er sie weniger schätzen und fodern sollte, als Mensch und Engel? daß er die böse Beschaffenheit unsers Herzens, die ihm stets offenbar ist, und die seinem heiligen Wesen und seinen Absichten mit uns widerstreitet, nicht hassen und bestrafen sollte? Es muß also das moralische Gut des Herzens seyn, was unserm Geiste die höchste Würde, das höchste Vergnügen und den

höchsten Beyfall schenkt. Und so wenig sich der Mensch ohne Gesundheit wohl befindet; so wenig kann er ohne die Güte des Herzens ruhig und glückselig seyn; die Tugend ist die Gesundheit der Seele. Dieses Gut, wie es in diesem Anfangszustande der Hauptinnhalt unsers Glücks und unsrer Bestimmung ist, muß zugleich der Keim der Glückseligkeit auf eine ewige Fortdauer seyn, da unsre Seele dasselbe nie, ohne ihr Wesen zu verlieren, verlieren kann.

Diese Eigenschaften und Güter des Herzens können ferner von allen Menschen gesucht und durch fortgesetzte Bestrebungen in einem gewissen Maaße erlangt werden; ein offenbarer Beweiß, daß sie die vornehmsten sind. Die übrige Glückseligkeit steht selten ganz in unsrer Gewalt. Es gehören zu ihrem Besitze besondere Umstände und Zeiten. Hohe Einsichten und Wissenschaf-

ten zu besitzen, Gesundheit, Ehre und Macht zu haben, und beständig zu haben, kömmt nicht auf unsern Willen, nicht auf unsre Bemühung und Vorsichtigkeit allein an; sie hängen oft von der Geburt, und oft von Umständen ab, die wir weder herbey rufen, noch vorher sehen können. Sie sind nie ganz unser. Aber die Güter des Herzens bieten sich allen Sterblichen an. Jeder kann sich die wahre Güte der Seele erwerben, die in der Anwendung der Gesetze der Vernunft und des Gewissens besteht. Er kann im Stillen ein König seyn und weise über seine Neigungen regieren. Er kann seinen Begierden die angewiesnen Gränzen setzen, seine Leidenschaften unterdrücken, daß sie das Reich der Ordnung und die Wohlfahrt des Geistes nicht umstürzen. Er kann den Mißbrauch der natürlichen Triebe, die auf die Erhaltung des Lebens und die Fort-

dauer des menschlichen Geschlechts zielen, verhüten, und sie durch ihre rechtmäßige Absicht, zu der sie die Vorsehung uns eingepflanzet hat, regieren; das heißt, er kann mäßig, enthaltsam und keusch seyn. Er kann die geringern Uebel um eines höheren Gutes willen beherzt über sich nehmen, seine Unruhe über den Mangel gewisser Güter des Lebens besänftigen, und die Last der größern Unfälle und Leiden, die von der menschlichen Natur nicht können getrennet werden, durch weise Betrachtungen schwächen; er kann also großmüthig, gelassen und geduldig seyn.

Der Mensch kann sein Vergnügen in dem Glücke der andern erneuern, es durch Handlungen befördern, ihren Schmerz durch Mitleiden verringern, durch Hülfe und Rath heben, und wissen und fühlen, daß er gütig und gerecht ist, daß er liebt und

wieder geliebt wird, daß er ein Freund und Beförderer der Wohlfahrt der Menschen ist; die gröste Wollust des Herzens! Er kann seinem guten Herzen den Adel der Demuth und die Verfassung geben, sich nicht für würdiger zu halten, als er ist, und andre nicht für geringer, als sie sind; andrer gute Eigenschaften und Talente zu schätzen, und von den seinigen ein bescheidnes Urtheil zu fällen; endlich seine Unwürdigkeit gegen den zu erkennen, welcher ihm und andern der gütige Geber aller Vorzüge und Gaben des Geistes, des Körpers und des Glücks ist. Diese Tugend der Demuth die ihn erniedriget, wird ihn nicht niederschlagen, sondern ihm den edlen Muth geben, immer besser und würdiger zu werden, und ihn vor den lügenhaften Eingebungen des Stolzes bewahren, der alle Wahrheit des Herzens aufhebt. Sie wird ihn vor der Verachtung gegen andre, und

vor dem Neide, der unedelsten Leidenschaft, schützen, ihn sanftmüthig, gelinde und gütig gegen andre bilden, und ihn eben dadurch zu den Diensten und Freuden der Geselligkeit und Freundschaft fähiger machen. Und der Mensch kann Ehrfurcht, Vertrauen, Liebe und Dankbarkeit gegen den Vater und Erhalter aller Geschöpfe in seiner Seele erzeugen und nähren, und sich dadurch die höchsten Freuden erschaffen, die ein Herz fühlen muß, daß die ganze Welt als eine große Familie ansieht, die von dem weisesten, und mächtigsten, und gütigsten Wesen regieret wird, das über alle wacht und dessen Liebe unendlich ist. Jeder Sterbliche, sage ich, kann diese Güter, als ein Eigenthum besitzen; und sie zu erlangen, zu beschützen und zu vermehren, giebt uns die Natur in allen Altern des Lebens, Mittel und Gelegenheiten. Der Knabe, der Jüngling, der Mann und der

Greis

Greis, können, obgleich mit verschiedenen Kräften, nach dem Besitze dieser Eigenschaften und Güter des Herzens trachten; und sie selbst dürfen uns in keinem Auftritte, in keinen Umständen des Lebens, ohne Verlust unsrer Zufriedenheit, ganz fehlen. Sie verschönern das äusserliche Glück, und geben ihm noch mehr Reitz für uns. Sie sind in traurigen Stunden Beruhigung, und in Unfällen Trost und Schutz. Der Weise ist ohne sie ein lebloser Zeiger, der die Stralen der Sonne auffängt, und sie auf seiner Oberfläche, sich selbst unnütze, von fremden Augen bemerken läßt. Der schwächste am Verstande wird durch diese Tugenden nützlich und glücklich. Der Hohe und der Niedrige, keiner kann sie entbehren, ohne in seiner Sphäre eine Mißgeburt zu seyn, die sich, und andern mißfällt und dem Schöpfer ein Greuel ist. Der letzte Auftritt des Lebens, da wir alle

die andern Güter verlassen müßen, erklärt endlich die Güter des Herzens für die würdigsten. Sie versüßen das Schrecken des Todes, und machen den Augenblick, in dem auch Helden zittern, für uns zum trostvollen und ruhigen. So glücklich kann die Moral und die Ausübung ihrer Pflichten jeden Sterblichen, auch den Niedrigsten machen; wie viel glücklicher für sich und die Welt, den Fürsten, den Beherrscher eines ganzen Landes! Er kann und er soll der Gottheit am ähnlichsten werden.

Daß wir dieses rühmliche Geschöpf zu seyn, uns bemühen, daß wir diese Güter zu erlangen uns bestreben sollen und können; dieses ist nach der Vernunft gewiß. Aber daß unsre natürliche Tugend sehr unvollkommen bleibt, daß wir oft tausend Bemühungen, uns zu bessern, fruchtloß anwenden, daß wir eine Neigung zum Bösen

sen sowohl durch die Geburt als durch die Erziehung, und durch Beyspiele erzeugt, in uns tragen, daß sie der beste Mensch nie ganz bekämpfen kann, daß wir eine große Trägheit und oft ein Unvermögen zum Guten fühlen, dieses lehret uns die Erfahrung.

Und daß wir dieses Verderben, dieses Unvermögen, nicht durch die blosen Kräfte der Natur, sondern durch einen höhern göttlichen Beystand überwinden können, dieses lehret uns die Religion; und ein Blick in unser Herz, in unser Leben, bestättiget diese Lehre. Wenn also der Mensch keine, als die natürliche Religion empfangen hat: so ist das System, von dem ich itzt geredet, wahr und gut, und er muß ihm folgen. Hat er aber eine nähere Offenbarung von GOtt und seinen Pflichten, wie sie der Christ hat, und höhere Mittel, seinen Ver-

stand zu erleuchten und sein Herz zu bessern und zu bilden, als die Mittel der Natur sind: so muß ihm die natürliche Religion die Führerinn zur geoffenbarten werden, oder er treibt den schändlichsten Mißbrauch mit der Vernunft und wird ein Rebell gegen die Weisheit und Güte GOttes.

Die allgemeinen Hülfsmittel aber, die uns die Natur darbeut, zur Tugend zu gelangen und uns in derselben zu befestigen, lassen sich von einem forschenden Verstand leicht entdecken. Erwirb dir, so lehret die Vernunft und die Erfahrung, erwirb dir eine deutliche, überzeugende und vollständige Erkenntniß deiner Pflichten, ihrer Nothwendigkeit und Vortreflichkeit; erneuere und befestige diese Erkenntniß oft, bewahre sie vor Irrthümern, und wende sie sorgfältig auf das Leben und die Ausübung

an, und lerne es empfinden, daß deine Pflicht, auch die schwerste, dein Glück ist — Wache über deine Leidenschaften und deine Sinnlichkeit, sie verführen dich; setze daher ein weises Mißtrauen in dich selbst, und prüfe täglich dein Herz und deinen Wandel mit Aufrichtigkeit; denn jeder neuer Tag ist ein neues Leben für dich. — Denke oft, in feyerlicher Stille, mit Ehrfurcht an GOtt, und suche in der Betrachtung seiner Vollkommenheiten und Werke, und in den Spuren seiner besondern Vorsehung und Liebe gegen dich, den heiligsten Antrieb, überall rechtschaffen zu handeln; weil er dich überall bemerket. Laß dich diese Betrachtung zum demüthigen Danke und zum willigen Gebete um seine Hülfe und Gnade leiten; denn was wärest du ohne sie? — Lerne, wie dich selbst, so auch die Menschen, mit denen du umgegeben bist, und die Welt, die du bewoh-

nest, mit ihren Gütern und dem wahren Werthe derselben, immer sorgfältiger erkennen; — Denke fleißig an die große Absicht zu der du auf Erden lebst, oft an die Kürze deines Lebens, an die Würde und Unsterblichkeit deines Geistes, an die Belohnungen der Tugend und an die Bestrafungen des Lasters, nicht allein auf dieses Leben, sondern auf eine ganze Ewigkeit hinaus: — Unterdrücke nie den Trieb deines Gewissens und die innerliche Schamhaftigkeit vor dem Bösen; sie sind die Schutzengel des Guten: — Suche früh in deiner Jugend gewissenhaft zu leben, ehe sich dein Herz gegen das Gute verhärtet: — Suche dich stets nützlich zu beschäftigen, und lerne Mühe über dich nehmen; denn ohne Mühe ist kein Glück und kein Verdienst, und keine Tugend: — Versage dir oft auch erlaubte Vergnügungen, um die Herrschaft über deine Neigungen zu be-

haupten: — Flieh den Umgang der Lasterhaften, suche die Gesellschaft guter Menschen, und lerne Klugheit aus ihren Beyspielen, und Weisheit aus dem Unterrichte der Verständigern, und aus dem Lesen nützlicher Schriften für den Verstand und das Herz: — Dieses thue, und fahre fort, es zu thun, so wirst du an Tugend und Glückseligkeit wachsen. Dieß sind die vornehmsten Rathschläge der Vernunft.

Es ist indessen wahr, wir können die ganze Glückseligkeit des Menschen nicht bloß in die gute Verfassung des Herzens setzen. Der Mensch, der nicht Geist allein, sondern auch Körper ist, und durch seine Sinne so viel angenehme Empfindungen geniessen kann, bedarf auch der äusserlichen Gegenstände des Glücks. Bequemlichkeit, Gesundheit, Dauerhaftigkeit und Stärke des Körpers, ein guter Name, Frey-

Freyheit und Sicherheit, Ansehen und Reichthum sind wünschenswerthe Güter; aber doch nur die kleinern. Krankheit, Niedrigkeit, Armuth, Verachtung, Mangel der Bequemlichkeiten, ein gebrechlicher Körper sind Uebel, gegen die wir nie ganz gleichgültig seyn können; aber es sind doch nur die geringern. Die grösten Bösewichter haben oft alle Macht, alle Reichthümer besessen, und sich doch für unglücklich erkläret. Den besten und frömmsten unter den Menschen hat oft das äusserliche Glück gemangelt; und sie haben durch ihre Zufriedenheit doch bewiesen, daß sie nicht unglücklich waren, und daß ihre Tugend sie schadloß hielt. Man frage sein Herz aufrichtig, wen es für glücklicher hält, einen ruhig sterbenden Sokrates, oder einen ungerechten Richter, der ihn zum Tode verdammt? Einen unschuldig gefangenen Joseph, oder das glückliche Laster, das ihn in Fesseln schlägt?

schlägt? Einen freudigen Paulus in Ketten, oder einen Felix, der vor seiner Beredsamkeit zittert? Vermindern wohl Würden und Reichthümer die Pein eines erwachten Gewissens und die Furcht des Todes? Wir ringen nach ihnen, wir erreichen sie, und werden gieriger, sie wieder zu erreichen. Sie stillen unsre Wünsche nie ganz; denn unsre Wünsche sind unersättlich. Und wenn wir sie auch mäßigen, kömmt den die Befriedigung dieser gemäßigten Wünsche nur auf uns, und nicht auf günstige Erfolge an, die nicht von uns abhängen?

Erlangen wir diese äusserlichen Güter nicht, indem wir sie suchen, so verwandelt sich die verfehlte Hofnung in Unruhe. Hingegen das moralische Gut (welche selige Eigenschaft!) erfüllt uns auch noch zu der Zeit, wenn wir darnach trachten, und es

nicht

nicht gleich, oder nicht im höchsten Maaße erhalten, doch mit innrer Beruhigung und stillem Beyfalle. Die Herrschaft über meinen Zorn, die ich itzt zu behaupten suche, glückt mir nicht ganz, oder doch nur spät. Dennoch bin ich mir meiner guten Absicht bewußt; und dieses tröstet mich. Ich habe lange nach der Geduld gestrebt, und ich sehe immer noch dieses Gut nicht ganz mein. Dennoch beruhiget mich der Gedanke: du hast sie nicht vergebens gesucht, du hast deine Pflicht gethan. Ich will eine heilsame Anstalt befördern helfen. Das Mittel ist gut, das ich wähle; aber mein Fleiß und meine Mühe bringen den erwünschten Ausgang nicht hervor. Dennoch sind sie nicht verlohren. Das Andenken der guten Absicht, des redlichen Fleisses, belohnet mich, ob ich gleich die Frucht nicht erreicht sehe. Ich bin doch besser geworden, weil mein Herz etwas gutes gewollt hat,

und keine Zeit, kein Urtheil der Menschen, kein Zufall kann mir diesen Vortheil entreissen. Wie weit treflicher und höher sind also die moralischen Güter, ihrer Beschaffenheit nach, als die übrigen Güter! Welche erquickende Belohnung ists, sich von einer niedern Stufe der Weisheit und des Guten auf die höhere fortgerückt, sich von diesem, von jenem Fehler loßgerissen sehen, einer unerlaubten Begierde widerstanden, eine stürmische Leidenschaft besiegt haben, sich vorsichtiger und wachsamer, mäßiger und keuscher, bescheidner und gelaßner, in Gefahren muthiger und entschloßner, im Unglücke getroster erblicken, und sich des hohen Beystandes der Vorsehung und ihrer ewigen Gnade getrösten dürfen!

So sey dein liebstes Gut ein frommes weises Herz!
Dieß mehre deine Lust, dieß mindre deinen Schmerz,

Dieß

Dieß sey dein Rang, dein Stolz, dein
höchstes Glück auf Erden!
Sonst alles, nur nicht dieß, kann dir
entrissen werden.
Zu wissen, es sey dein, zu fühlen, daß
dus hast,
Dieß Glück erkaufst du nicht durch
aller Güter Last;
Und ohne dieses Herz schmeck noch so
viel Vergnügen,
Es ist ein Rausch; und bald, bald wird
der Rausch verfliegen.

Dieses weise, liebreiche und edle Herz, von dem ich itzt geredet habe, durchleuchtigster Churfürst und Herr, war der Charakter des preißwürdigsten und nun in dem Himmel verherrlichten Friedrich Christians, dero durchleuchtigsten Herrn Vaters; und eben dieses weisheitliebende und edle Herz, so rühmet Sachsen von Ihnen, hofnungsvoller Fürst, eben dieses weisheitliebende und

edel-

edelgesinnte Herz ist auch, Dank sey es GOtt im Himmel! Dank Dero in GOtt seligstem Herrn Vater! Dank dem herrlichen Beyspiele Dero durchleuchtigsten Frau Mutter, und des ruhmwürdigsten Administrators der Chur! Dank der weisen Anleitung der vortreflichen Männer, die das Glück haben an der Bildung Dero Verstandes und Herzens zu arbeiten! — Dieses Herz ist auch Dero Charakter, Dero Wunsch und Bestreben. Und eben dieses weise, edelgesinnte und tugendhafte Herz war auch der Charakter, das Bestreben und das Gebet des jungen Königs Salomo. So gieb mir nun, betete dieser junge Prinz, so gieb mir nun Weisheit und Erkenntniß, daß ich vor diesem Volke einher gehe. Und der HErr sprach zu Salomo: Weil du das im Sinne hast, und hast nicht um Reichthum, noch um Gut, noch um Ehre, noch um deiner Feinde Seelen, noch um langes Leben gebetten, sondern hast um Weisheit und Erkenntniß gebetten, daß du mein Volk richten mögest, darüber ich dich zum Könige gemacht habe: so sey dir Weisheit

und Erkenntniß gegeben, dazu will ich dir Reichthum, und Gut, und Ehre geben, daß deines gleichen vor dir nicht gewesen ist, noch werden soll nach dir. Daß Ihres gleichen, durchleuchtigster Herr, daß Ihres gleichen an Weisheit und Tugend, und allen Arten der Glückseligkeit, unter den Churfürsten von Sachsen nicht gewesen sey, das, das soll unser Wunsch, unsre Hofnung, unser Gebet seyn, das ist und wird Dero edelmüthiges Bestreben immerdar seyn, das soll nach GOttes Willen der Inhalt derjenigen Geschichte seyn, die künftig die weise, glückliche und gesegnete Regierung Friedrich Augusts, des Sohnes Friedrich Christians, des Sohnes Antoniens, beschreiben und die auch die Wohlthat noch im Andenken erhalten wird, die Eure Durchleuchten heute diesen Akademien und den Wissenschaften huldreichst erzeigt haben, eine Wohlthat, die wir in tiefster Dankbarkeit verehren und bewundern.

Der

Der Schöpfer.

So wenig ein Mensch, der gesunde Augen hat, sich enthalten kann, das Sonnenlicht zu empfinden: eben so wenig kann ein Mensch, der eine gesunde Vernunft hat, sich enthalten, die Stärke der Beweise zu empfinden, welche alle Dinge, die um uns sind, von dem Daseyn eines Schöpfers uns vor Augen legen. Ihn, den Schöpfer, verkündiget der Himmel. Ihn prediget die Erde. Ihn erblicken wir in jedem Lichtstrale, und mit einer göttlichen Schrift steht sein Name an der prächtigen Decke des Himmels geschrieben. Das Auge eines Weisen blicket in diese Tiefen. Jeder Stern ist eine Sonne: jeder Planet eine Welt: jede Welt ist ein Aufenthalt

von unzähligen Millionen Geschöpfen. Wer kennet ihre Zahl? Wer mißt die Unendlichkeit des Raumes, welcher sie entschleußt? Ich sehe unter mir, und erblicke den Theil der Welt, welchen ich bewohne, die Erde, welche mich trägt und zugleich ernähret. Wer gründet sie? Wer höhlete die Tiefen des Weltmeeres aus? Wer umdämmete die wilden Fluthen des Oceans, und bestimmete ihm sein Ufer? Wer entwarf und vollführete den verwägenen Band der Gebirge, deren Gipfel auch den Blitzen unersteiglich sind? Wer legete auf den Bergen die unerschöpflichen Quellen an, aus welchen seit undenklichen Jahrhunderten Segen und und Fruchtbarkeit die Länder durchströmen? Wer befruchtete den Schooß der Erde mit den unendlichen Gattungen von Samen, aus welchen, durch eine Art von Verrichtung, täglich neue Schöpfungen geschehen? Wer versah leblose Körper mit

der Fähigkeit, eine Bewegung anzunehmen, und sie auf andere ihres gleichen auf eine Art fortzupflanzen, welche auch für den Weisesten unter uns ein Geheimniß ist? Wer setzet der Bewegung die Regeln fest, nach welchen sie geschieht, welche wir aus den Wirkungen wahrnehmen, deren Ursachen wir auch nicht durch Muthmassungen, nur auf einige Art errathen können? Wer setzete die Kräfte so unendlich verschiedener Theile, aus welchen die Köperwelt besteht, in ein so genaues Gleichgewicht gegen einander, daß eine Welt, deren Theile sich augenblicklich auf tausendfache Art gegen einander verändern, doch immer besteht, und in Ordnung bleibt? Läugnen, daß alles dieses seinen Grund in einer Einrichtung haben müße, welche ein verständiges Wesen vorher gedacht hat, und behaupten, daß die wundernswürdigste Ordnung das Kind eines blinden Zufalles sey, heißt

nichts anders, als sich selbst für einen Thoren erklären.

Doch! was suche ich den Schöpfer ausser mir, welchen ich mit mäßiger Aufmerksamkeit in mir selbst antreffen kann? Ich empfinde. Ich denke. Ich bin mir meiner, und anderer Dinge ausser mir, bewußt. Ich besitze und gebrauche augenblicklich eine Kraft, von welcher ich nichts weiß, woher ich sie habe, noch wie ich sie habe: eine Kraft, wodurch ich, so oft ich will, Bilder von Dingen, die ausser mir sind, in mir erschaffe; mit diesen Bildern, als mit meinen Geschöpfen, nach eigenem Belieben umgehe; sie ansehe; sie verbinde; sie trenne; und aus ihnen als einem Stoffe, alles mache, was ich will. Woher kömmt mir dieser Stoff, über welchem meine denkende Seele arbeitet? Die Quelle davon

ist nicht in mir, sie ist ausser mir. Ich finde Wege gebähnet, auf welchen die Kenntniß der Körperwelt bis in das innerste von mir selbst gelangen kann. Fünf Sinnen, an deren Werkzeugen alle Kunst und alle Erfindungen der Mechanik bis zur Verschwendung angebracht sind, setzen mich, durch ihre über alle Verwunderung erhabene Einrichtung, in Erstaunen, und ich würde ihre Wirkungen für Fabeln halten, wenn ich nicht die Wirklichkeit derselben augenblicklich fühlete. Durch diese unendlich künstlichen Werkzeuge, als durch so viele mit Fleiß dazu gemachte Oeffnungen, dringen alle körperliche Dinge, welcherley sie seyn mögen, vom Größesten bis zum Kleinesten, die Sonne und das Sonnenstäubchen, mit gleicher Leichtigkeit, bis in das innerste meiner Seele, suchen dieselbe in ihrer tief versteckten Wohnung auf, und stellen sich ihr dar, um von ihr beschauet

zu werden. Die Seele führet sich gegen sie auf, wie gegen Dinge, über welche sie ein unumschränktes Recht hat. Sie würdiget sie eines Anblickes, oder läßt sie unbemerkt; behält sie, oder heißt sie verschwinden. Oft schicket sie den ganzen Haufen auf einmal weg, und in dem Augenblicke ist eine andere eben so große Anzahl da, welche bloß ihre Befehle erwartet. Wer hat meinen Körper so zu bauen gewußt, daß er zu so vielen Verrichtungen bequem ist? Wer hat ihm das Gesetz vorgeschrieben, daß er meinen Willen ohne Ausnahme gehorsam seyn, und auf meinen Befehl Bewegungen vornehmen muß, von welchen die Art, wie sie zugehen, mir selbst ein vollkommenes Geheimniß ist? Ich brauche täglich und augenblicklich die Glieder meines Körpers nach meinem Wohlgefallen. Meine Seele regieret meinen Körper mit der Macht eines Gottes. Sie will gehen, und sie geht.

Sie will sprechen, und sie spricht. Sollte man glauben, daß ein Wesen, dessen Macht so unumschränkt zu seyn scheinet, dasjenige nicht einmal kenne, worüber sie gebeut? Dieses hat indessen seine Richtigkeit. Die Seele bedienet sich der Werkzeuge der Sprache. Eine unzählige Menge Muskeln sind in Bewegung, von welchen sie nichts weiß, deren Daseyn sie nicht einmal vermuthet. Wie würde sie erstaunen, wenn sie auf einmal diese beschäftigte Zahl ihrer unbekannten Unterthanen sehen, und von ihnen vernehmen sollte, daß ihre Geschäftigkeit, aus Gehorsam gegen eine Menge von ihr geschehener Befehle, herrührte? Diese Macht hat indessen ihre Gränzen: der Körper ist ermüdet. Die Nerven und Muskeln erschlafen. Die Seele raffet sich zusammen. Sie wendet alle ihre Kraft an, um ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten. Ihre Arbeit ist umsonst. Sie verliert so gar die

Kraft zum Wollen. Ihr Bewußtseyn verschwindet. Sie entschläft selbst, ohne einmal sich bewußt zu seyn, was mit ihr vorgeht. Nach etlichen Stunden erwachet ihr Körper, und sie mit. Die Nerven sind aufs neue gespannet, und die Sachen stehen wieder auf dem vorigen Fusse. Sie befindet sich wieder in dem völligen Besitze ihrer Herrschaft, und zugleich unwidersprechlich überzeugt, daß diese Herrschaft und die Kraft, wodurch sie dieselbe ausübet, nicht von ihr sey. Sie fühlet an der Art, wie sie ist, daß ein Schöpfer ist.

Ja gewiß! hier hat kein Betrug der Einbildungskraft statt. Ich fühle die Gewißheit des Daseyns meines Schöpfers auf eben die Art, wie ich die Gewißheit meines eigenen Daseyns empfinde. Ich bin, und die Welt ist. Ich bin von mir selbst nicht: die Welt ist es eben so wenig.

Ein blinder Zufall ist ein Unding. Wie ausschweifend würde mir die Raserey eines Menschen vorkommen, der im Ernste behaupten wollte, ein blosses Ungefähr hätte den prächtigen Dianen Tempel zu Ephesus zusammen gewehet? Aber dieser Unsinn wäre Vernunft gegen die Sprache desjenigen, welcher einen blinden Zufall für den Schöpfer der Welt und für den Vater des menschlichen Geschlechts ausgäbe. Nein! der Schöpfer von mir und von der Welt ist ein durch seine eigne Kraft thätiges Wesen, er ist ein Geist. Er besitzt Macht und Weisheit, denn er hat beydes in der Schöpfung bewiesen. Er besitzt diese Eigenschaften in unermeßlich hohem Grade, und auf eine Art, welche weit über unsere Begriffe erhaben ist. Er stellete sich uns als möglich vor, ehe wir waren. Er wollte unsere Wirklichkeit, ehe wir wurden. Dieses ist die einzige wahre Geschichte unsers

Ursprungs, und zugleich die von dem Ursprunge der ganzen Welt.

Wie groß aber, wie unendlich groß muß dieser Geist nicht seyn! Der kleinste Theil seiner Schöpfung hat überflüssigen Stoff, und die Kräfte des tiefsinnigsten Geistes unter uns zu beschäftigen und zu ermüden. Ein Sandkorn ist eine Welt für uns, oder würde uns doch seyn, wenn unsere Augen fein genug wären, alle seine Theile unterscheiden zu können. Unzählige Millionen derselben liegen zu unseren Füssen, ungesehen, oder doch unbemerkt von uns, aber nicht von dem, welcher kein einziges derselben ohne Absicht erschaffen hat. Das Geringste in der Natur ist ein unerforschliches Geheimniß für uns. Das Größere hat unergründliche Tiefen. Wir sind mit Geschöpfen umgeben, welchen wir durch die Kräfte, welche unser Geist besitzt, an in-

nerer

nerer Würde weit überlegen sind; und welche indessen durch ihre körperliche Grösse jeden unter uns in Erstaunen setzen. Wen unter uns machet die Vorstellung eines bodenlosen Oceans nicht schwindeln? Er bedecket Gebirge und Länder, deren Höhe und Umfang denen nichts nachgiebt, welche wir bewohnen. Welten liegen unter seinen Fluthen begraben. Unser Verstand verliert sich in seinen unermeßlichen Tiefen. Indessen spielet in seinen Abgründen der König der Fische. Er durchbrauset die Fluthen. Er dränget sich durch Gebirge von Wellen hin. Er athmet Ströme, und sein Scherzen bringt die ganze Wasserwelt in Aufruhr. Er scheint der Anfang der Wege GOttes, und der Erstling der körperlichen Schöpfung zu seyn. Aber er und sein Ocean, und die Erde, welche den Ocean einfasset, mit ihren Bergen, Ländern und Königreichen, sehet dieselbe aus dem Jupiter, ei-

nem Planeten unsrer Sonnenwelt! wo ist sie? das Fernglas muß gut seyn, durch welches sie in der Größe eines neblichten Sterns erscheinen soll: eine Größe, welche, so gering sie ist, doch die noch übertrift, in welcher unsre ganze Sonnenwelt von den Einwohnern der Planeten, der am nächsten an uns gränzenden Sonne gesehen wird. Und alle diese Sonnen mit ihren Welten, wer kennet ihre Zahl? Wer mißt ihre Größe? Wer kann den Raum durchdenken, welcher sie einschließt? Sie alle haben den Grund, warum sie sind, bloß in den Gedanken des Geistes, der da wollte, daß sie seyn sollten.

Hier schwindelt mir! Mein Geist verliert sich ganz in dir, unbegreiflicher Schöpfer! ich fühle meine Kräfte ganz erschöpft, da ich denken will! So groß diese Welten meinem Verstande scheinen, so sind sie doch gegen

gen dich nur wie ein Stäubchen auf der Waage, wie ein Tröpfchen, das im Eymer bleibt, und, wenn es möglich zu denken wäre, noch weniger. Wie groß, wie unendlich, wie unaussprechlich groß, mußt du seyn, welchem alle die Größen nichts, als einen Gedanken, kosten.

Und sind diese Größen, in welchen mein Verstand sich verliert, ein Nichts gegen dich, was bin ich denn, der ich klein genug bin, um mich in diesem Nichts zu verlieren, aber auch groß genug, um zu erkennen, daß dieses ganze All gegen dich ein Nichts ist? So wunderbar hast du mich, mein Schöpfer! gemacht. GOtt: Urheber meines Daseyns! meines Wesens einziger Ursprung! Welch ein Glück ist es für mich, daß ich dich, grosser Schöpfer kennen; dich, meinen Schöpfer, denken kann? Meine Seele! lobe ihn, den Unsichtbaren, den Unendlichen, den Unbegreiflichen! Er-

hebe

hebe dich! mit geistigen Schwingen, zu deinem Ursprunge! Lobe den, der nur allein Lob verdienet, obwohl er über alles Lob unendlich erhaben ist. Wen kann ich in der ganzen Unendlichkeit finden, der ein würdigerer Gegenstand meines Lobes wäre, als meinen Schöpfer? Unglückliche Thoren, die rasend genug sind, um keinen Schöpfer zu glauben, und verwegen genug, die Augen vor dem Strale der Mittagssonne zu verschliessen, und alsdann frech behaupten, daß es Mitternacht sey! Meine Seele komme nicht in euren Rath! Wie leer, wie wüste würde mir die Welt seyn, wenn kein GOtt wäre, der sie erfüllete? In öder Einsamkeit würde ich, gleich einem schüchternen Gespenste, in den endlosen Räumen der Schöpfung verzweifelnd herum irren, wenn ich nicht in dir, meinem Schöpfer, den Mittelpunkt fände, in welchem sich meine zerstreueten Gedanken vereinigen, und

nach

nach mühsamen Suchen Ruhe finden könnten. O du! der Anfang, das Mittel, und das Ende aller Dinge! von dir bin ich. Du hiessest mich werden. Dein gebiethend Wort bauete meinen Körper. Dein Hauch beseelte ihn. Daß ich bin, ist durch dich. Was ich bin, bin ich durch dich. Ich wäre nicht, ich dächte nicht, wenn du nicht gewollt hättest, daß ich seyn und denken sollte. Gelobet, ewig gelobet seyest du, mein Schöpfer, und mein HErr! Dankbarkeit und Liebe durchwallet mein gerührtes Herz, wenn ich denke, daß ich dadurch bin, daß du, Unendlicher! gewollt hast, daß ich seyn sollte. Welch eine Seligkeit, daß du mein Schöpfer bist? Welch eine Seligkeit, daß ich diesen Gedanken denken kann? Eine unaussprechliche Freude zittert durch mein Herz. Meine Seele löset sich auf, und zerfleußt in den zärtlichen Empfindungen. O! möchten sie doch dir

nicht mißfallen! GOtt! mein Schöpfer! du Urheber meines Daseyns! von welchem ich alles habe, was ich habe! Möchte doch vor dir das Lob nicht unangenehm seyn, welches dir meine Schwachheit bringt, als das einzige Opfer, welches ein so niedriges Geschöpf, wie ich bin, seinem großen Schöpfer bringen kann.

Dein Eigenthum bin ich, und will es seyn, so lange ich bin. Dir soll mein Leib und meine Seele heilig seyn. Was soll ich thun? Wie soll ich dich verehren, du Allerhöchster? Rede! ich will hören. Würdige mich deiner Befehle! ich brenne vor Eifer, deinen Befehlen zu gehorchen. O! wer giebt mir die Schnelligkeit des Windes, und die Stärke der Feuerflammen, um gleich denen, die vor deinem Throne stehen, auf deinen Wink zu fliegen, und meine Seligkeit, durch den feurigsten Gehor-

horsam gegen deine Gebothe, zu nähren? O selige Augenblicke, in welchen man dir dienet! Wann? ach wann? mein GOtt! und mein Schöpfer! ach wann werde ich diese erhabene Seligkeit vollkommen besitzen? Ach! wann werde ich im Gehorsam gegen dich geübt genug seyn, um von dir würdig geachtet zu werden, daß du mich in die Zahl deiner treuen Knechte aufnehmest? Ich will alle meine Kräfte aufbieten! Ich will mein ganzes Glück darinn suchen, deinen Willen so auf Erden zu vollbringen, wie er im Himmel vollbracht wird.

Eine kleine Berechnung von von dem menschlichen Leben.

Man sagt uns alle Tage, daß die Menschen ehemals viele Jahrhunderte gelebet haben. Diese Ueberlieferung ist sehr alt, und ich trage kein Bedenken, sie als wahr anzunehmen. (*) Aller Wahrscheinlichkeit nach, hat man zur selbigen Zeit die natürliche Beschaffenheit des Cörpers noch durch keine Erfindung von allerhand künstlich zubereiteten und niedlichen Speisen, durch Müssiggang, Weichlichkeit und durch die Gewalt der unordentlichen Leidenschaften verderbet. Die Natur befande sich in ihrer ganzen Stärke. Allein, wir wollen

(*) Mit dieser Meynung stimmet auch selbst die Offenbarung überein.

wollen sehen, wie weit der Mensch heutiges Tages von seinen alten Vorrechten abgekommen seye.

Machen wir nun einen Ueberschlag überhaupt, ohne einige Ausnahme zu verwerfen, welche nur einen sehr geringen Gegenstand anbetreffen, so finden wir, daß ein Mensch gemeiniglich siebenzig Jahre lebet, oder eigentlich zu reden, daß er eine Zeit von siebenzig Jahren auf der Erde bleibet. Untersuchen wir aber, was er würklich von seinem Leben geniesset, so fangen wir an, etwas mehr als den dritten Theil zu seinem Schlaf abzuziehen, welches fünf und zwanzig Jahre beträgt. Nehmen wir ferner zwölf Jahre zu seiner Kindheit, zehen Jahre vor sein abnehmendes Alter, und zehen Jahre vor die Zeit, welche der Mensch in der Blüthe seiner Jahre entweder durch Ei-

telkeit oder durch Faulheit verlieret. Wohlan! so ist das Leben der Menschen auf dreyzehen Jahre eingeschränket, welche er mit Kräften und Vernunft gebrauchet.

Von diesen dreyzehen Jahren will ich erst nicht einmal die Zeit abziehen, welche die Menschen zu einem übeln Gebrauch ihrer Kräfte und ihrer Vernunft verwenden. Denn ich würde eine viel zu große Anzahl vor nichts ansetzen müßen.

Ge=

Gedanken über das Glück.

Alles ist in den Augen des gemeinen Haufens Glück. Glaubt man dem, so macht das blinde Glück uns zu allen, was wir sind; es läßt den einen im Ueberfluß, den andern in Armuth, einen im Glanz, den andern in Dunkelheit, jenen auf dem Thron, diesen in Fesseln, gebohren werden. Nach dem gemeinen Wahn veranlasset oft das Glück unsere Gedanken, erwecket unsere Einfälle, lenket unsere Handlungen, versetzet uns aus einem Zustand in den andern, macht unsere Unternehmungen fehlschlagen, oder gelingen, schaffet uns Verbindungen und Freundschaften und zerreisset sie wieder, hilft oft mehr als klug seyn, schadet mehr als Narrheit. Warum sind wir nicht unter den Eisschollen Nordens,

warum nicht in den brennenden Sand der mittäglichen Länder, warum nicht in der Nachbarschaft von feuerspeyenden Bergen gebohren? Es soll das Glück seyn, das uns schönere Himmelsgegenden aufbehalten hat. Warum sind wir nicht in den betrübten Zeiten auf die Welt gekommen, da in Deutschland noch kein Reisender für die adelichen Räuber gesichert war, die aus ihren Vesten und Bergschlössern mit einer altritterlichen Frechheit heraus fielen, und alles ohne Unterschied beraubten, und wohl gar tödteten? Das Glück hat uns stillere und ruhigere Zeiten bestimmet. Fragen wir diesen gemeinen Haufen, so hören wir, wie oft dieß blinde Schicksal an dem Wohlstande und Verderben nicht bloß einzelner Personen, sondern ganzer Staaten Schuld ist: wie es Kriegsflammen anfeuret und wieder löschet: wie es Armeen und Heerführer dahin fallen läßt: und in Schlachten zum

Gewinn oder Verlust den Ausschlag giebt.

In vorigen Zeiten sah man das Schicksal als eine so mächtige Gottheit an, daß man seinen Thron über die Gestirne hinauf, und die Welt unter seine Füsse setzte. Diese blinde Gottheit, hieß es, habe die Sterne an den blauen Gewölbe geheftet, befehle den Winden, rufe Wolken zusammen, lasse Ungewitter aufsteigen, entzünde den Bliz, lenke den Donner, leite die Schiffe über gethürmte Wellen, treibe sie in den Hafen, oder lasse sie an Klippen zerscheitern. Auf die Art war nach dem Wahn der Alten diese Gottheit die Quelle aller sonderbaren Begebenheiten, von denen man den Grund nicht sah. Auf die Art betete man diese Macht unter dem Namen des Ohngefährs, des Schicksals und des Glücks an. An den Ufern der Tyber errichtete

man ihre Altäre, und bauete ihr Tempel.

Betet aber gleich der Pöbel unsrer Zeiten das Glück nicht an, so macht er sich doch oft einen verworrenen Begriff von ich weiß nicht was für einem chimärischen Wesen, welches er Glück und Schicksal nennet, und zur Ursache aller Vorfälle macht, von denen er den wirklichen Grund nicht einsiehet; und wie er alles ohne Folge, alles ausser Verbindung siehet, so siehet er den Grund von nichts ein; und auf die Weise thut in seinen Augen das Glück alles.

In den Augen des Philosophen thut dagegen das Glück nichts. Alle Sekten der alten und neuen Weltweisheit, so getheilt sie auch sonst sind, haben sich in dem Gedanken vereinbaret, daß alles in

Welt in Verbindung stehe: daß alle ihre Theile von einander abhängen: daß das Gegenwärtige eine Folge des Vergangenen ist, und das Zukünftige eine Folge von dem Gegenwärtigen seyn wird: daß alle Begebenheiten sich aneinander fortstossen, wie die Wellen des Meers: Daß alles seinen Grund habe: und daß das Schicksal nichts als ein blosses Wort sey, daß man gebrauche, unerwartete Wirkungen unbekannter Ursachen auszudrucken. Die Philosophen sehen, daß selbst die Geister gewisser massen von den Körpern abhängen, und mit in die allgemeine unsichtbare Kette geflochten sind, deren Glieder, eines in das andere, sich ununterbrochen fügen. Unsere Gedanken, sagen sie, hängen von dem Eindruck ab, den Dinge ausser uns in uns machen, und dieser Eindruck ist die Wirkung von zweyerley Ursachen. Gleichwie es bey einem Kupferstich ankömmt auf den Grab-

stichel, der mit mehr oder weniger Kraft wirket, und auf das Erzt, das mit mehr oder weniger Widerstand nachgiebt, so kommt es bey den Eindrücken, die wir von Dingen erhalten, sowohl auf diese Dinge, als auf unsere sinnliche Werkzeuge an; und dieß sind die Quellen unsrer Gedanken. Unsere Gedanken sind die Quellen unsrer Handlungen; und wie wir immer uns in dem glückseligsten Zustand zu setzen wünschen, so wählen wir das, was uns das vortheilhafteste zu seyn scheinet. Nach der Philosophen Meynung also hat unsere Geistes- und Gemüthsart, Weisheit und Thorheit, und alles in uns, seinen Grund in der Organisation und in den um uns befindlichen Umständen. Die Organisation, die Umstände um uns her hängen von dem Daseyn und der Ordnung der Materie in der Welt ab. Dieses Daseyn, diese Ordnung der Materie haben ihre Ursache.

Hierinn sind die Philosophen einig. Fragt man aber: was ist die Ursache? so theilen sie sich in zwo Hauptsekten.

Die mehresten Alten, als Thales, Anaximander, und andre in dem ersten Alter der Vernunft, sagten: Aus nichts kann nichts werden; die Welt ist demnach unerschaffen, und ihrer Natur nach ewig. Ein Körper kann durch nichts beweget werden, was kein Körper ist. Dannenhero ist die Bewegung etwas innerliches und wesentliches von der Materie, so wie die Flüssigkeit vom Wasser, die Hitze vom Feuer. Diese innerliche und der ewigen Materie wesentliche ewige Bewegung hat durch den Lauf einer unendlichen Zeit denen Körpern eine unendliche Menge unterschiedener Gestalten geben müssen. Das Unendliche aber begreift alles; also hat auch die gegenwärtige Gestalt der Welt nothwendig darinn

begriffen seyn müßen. In diesem System sind die Formirung der Elementen und der einzelnen Dinge, die Veränderungen, die man in der ganzen Welt wahrnimmt, und kurz, alles Wirkungen der Bewegung; und diese Bewegung hat ihren Grund in der Natur der ewigen Materie, die durch sich selbst ist, was sie ist. Solchemnach ist auch in den Augen der Materialisten Glück und Schicksal ein Nichts.

Andere mehr aufgeklärte Philosophen haben gesaget: Wo ein unendliches verständiges Wesen ist, welches die Welt mit Vorsatz erschaffen hat, so ist alles eine Folge dieses Vorsatzes. Aber wie hat ein anders, als verständiges Wesen, den bewunderns würdigen Bau der lebendigen Dinge verrichten, und die Vögel in der Luft, die Fische im Wasser, und die Thiere auf der Erden beleben können? An welchen

Zügen

Zügen soll man einen Vorsatz erkennen, wenn es nicht an Ordnung, Proportion und Regelmässigkeit ist? Findet man wohl ein einziges Werk der Kunst, an welchem diese Stücke so vorzüglich zu sehen sind, als hier an der Zusammensetzung aller lebendigen Dinge? Welche Maschine kann mit dem menschlichen Körper verglichen werden? Jedoch, es ist nicht das Regelmässige allein, was uns hier den Vorsatz eines Schöpfers kenntbar macht, sondern auch die beständige Folge der Werke von einerley Art, die unaufhörliche Zeugung von Thieren einerley Gattung. Erhebt man aber die Augen von dem Erdboden gen Himmel; welch eine bewundernswürdige Ordnung zeiget sich da! Wer hat den Lauf aller himmlischen Körper geordnet? Wer bindet sie an so einstimmigen und beständigen Bewegungen? Wer hält sie in den Weiten von einander? Wer hindert sie, in

ihren unterschiedenen Laufkraisen an einander zugerathen, sich zu zertrümmern, in Brand zu setzen, und ein allgemeines Feuer in der Welt anzurichten? Die Trümmer eines zerscheiterten Schiffes, Masten, Bänke, Ruder, Steuer, treiben zerstreuet auf den Meeren herum; warum zerstreuen sich nicht auf gleiche Art die Theile der Welt, und treiben herum in der unmeßlichen Leere des Raums? Wie erscheinen doch immer die Jahrszeiten so regelmässig wieder? Der Winter mit seinem Reif, der Frühling mit seinen Blumen, der Sommer mit seinem Geträide, der Herbst mit seinen Früchten? Wer befiehlt dem Tage der Nacht zu folgen? Wer der Nacht, den Tag abzulösen? Unmöglich kann ein andres, als verständiges Wesen, von so vieler Ordnung, von so vielem Regelmäßigen in allen diesen Bewegungen und von der standhaften Gleichförmigkeit in allen diesen Abwechslungen,

der

der Urheber seyn. Eine einzige dieser Regelmässigkeiten würde zureichen, Beweiß und Abdruck eines Vorsatzes zu geben; was will man denn gegen die wunderbarste Zusammenstimmung so vieler sagen? Es würde nicht möglich seyn, jemals einen Vorsatz zu entdecken, wenn er nicht an so vielen genauen Proportionen, an einer so herrlichen Zusammenstimmung, an einer so erstaunlichen Sammlung von Regelmässigkeiten erkannt werden sollte.

Aus dem allen schließt der wahre Philosoph, daß die Bewegungen der Welt, vermöge allgemeiner Gesetze, geschehen, und daß, da alles eine Folge dieser Gesetze seyn muß, nicht allein ein blindes Glück nichts thue, sondern auch eine Macht von unendlichem Verstande alles regiere. Und da der unendliche Verstand in der Wahl nöthiger Mittel zur Vollführung seines Vor-

satzes nicht fehlen kann, so erkennet der wahre Weltweise, daß alles gut, und dem letzten Endzweck gemäß sey, den das höchste Wesen sich vorgesetzet hat. Aber welcher ist dieser letzte Endzweck? Dieß ist es, was der aufgeklärteste Philosoph nicht weiß. Er siehet die in den Werken der Schöpfung vor Augen liegenden Zwecke: er siehet aber nicht die übrigen in den Absichten des Schöpfers verborgenen.

Warum sind wir Menschen von der Wiege an den schmerzhaftesten Zufällen unterworfen? Warum sind wir unglücklich, ehe wir, nach unserm schwachen natürlichen Lichte zu urtheilen, strafbar sind? Warum sind böse Menschen im Wohlstande, gute dagegen in Widerwärtigkeiten? Nimmermehr kann die Philosophie allein uns hierüber Licht geben.

Von der letzten Absicht des allerhöchsten Willens weiß der Deist nichts mehr, als der Materialist; und beyde nichts mehr als der Pöbel. Ohne Hülfe der Offenbarung ist der Allerweiseste so blind, als der Allerunwissendste. Das Licht des Glaubens war nothwendig, die Finsternisse der Vernunft zu zerstreuen. GOtt hat geredet. Nun hat der Mensch gelernet.

Der Christ weiß nicht bloß mit dem Philosophen, daß nichts von einem blinden Glück, und Schicksal komme, daß ein verständiges Wesen alles regiere: Er weiß noch mehr, daß eine unendlich weise Vorsicht alles nach Absichten der Gerechtigkeit und Güte lenke. Der wahre Christ bleibt nicht bey Mittelursachen stehen; er steiget zu der obersten Ursache hinauf. Er siehet, daß die Creaturen keine andere Gewalt haben, als der Schöpfer ihnen verleihet, daß

sie nichts sind, als Werkzeuge, nichts, als Diener von seinen Befehlen, nichts wie die Schrift es ausdrückt, als die Axt in der Hand dessen, der da hauet.

Dieser Gedanke, daß alles Wirkungen einer göttlichen Gerechtigkeit oder Güte sind, verändert in Ansehung eines Christen die Gestalt des Erdbodens. Es giebt hier keine unrecht erlittene Widerwärtigkeiten. Alle Widerwärtigkeiten sind entweder Bestrafungen der Laster, oder Einladungen zur Tugend. Der Christ, der Nationen gegen Nationen gewaffnet siehet, erkennet, daß GOtt Völker waffnet, Völker zu strafen. Nicht allein in Kriegen, in Schlachten, in den großen Veränderungen, welche Reiche erhöhen, erniedrigen oder gar über den Haufen werfen, erkennet der Christ die Hand eines gerechten Gottes, er erkennet sie in allen Dingen. Lasset Ehrgeitz, Staats-

griffe,

griffe, Ränke und unerwartete Zufälle sich vereinigen, einem in Hoheit gebohrnen Christen glänzende Ehrenstellen, die selbst dem Thron nahe kommen, zu rauben; verlieret er dieselben, so wird er den Verlust seiner Würde weder den bösen Neigungen und Künsten seiner Mitbuhler, noch einem blinden Schicksal zuschreiben. Lasset Betrug und Untreu der Menschen, oder verdrüßliche Begebenheiten einen reichgebohrnen Christen in Armuth stürzen; er wird nicht jenen Betrügern und Ungetreuen, er wird nicht einem blinden Schicksal dem Verlust seiner Güter beymessen. Er beurtheilet diese Fälle in einer weit erhabenen Aussicht. Er schreibt seine Widerwärtigkeiten einem nicht nur gerechten, sondern auch gütigen GOtt, zu, der eben die, welche er schläget, liebet; der Trübsale zuschicket, als Mittel seiner Gerechtigkeit, genug zu thun, aber auch seine Barmherzigkeit zu rühren:

Mittel, die bey Gottlosen, welche der Freuden Ueberfluß haben, wegfallen. Wenn aber diese durch ihren Wohlstand gestraft sind: so wird jenen ein Wohl bereitet durch die Widerwärtigkeiten. Und will man sich diesen unterwerfen, wie man kann: so wird ein ewiges Heil der Preiß eines kurzen Leidens seyn.

Von wie besondrer Wirkung ist nicht dieser Gedanke auf das Herz des Christen! Und welch einen Unterschied macht derselbe nicht unter ihm und andern Menschen!

Der Pöbel ist so schwach, dem Ohngefähr, dem Schicksal, dem blinden Glück, den Raub und Verlust seiner Güter und Würden zuzuschreiben, und zu glauben, daß er Grund habe, sich darüber zu quälen.

Der Philosoph siehet diese Vorfälle als Folgen des allgemeinen Zusammenhauges an. Sind sie vorbey, so denkt er, sich darüber zu quälen, sey ein Uebel, das nichts nütze.

Der Christ dagegen erkennet darinn die Hand der Vorsicht, die ihn schläget, zu seinem Vortheil, und siehet sich verbunden, ihr dafür zu danken.

Die Blindheit des Pöbels verhindert ihn, zu sehen, daß Ungedult das Uebel verdoppelt, und die Wunde vergrößert; Er quälet und beunruhiget sich, ohne zu merken, wie viel er selbst zu dem Widrigen beyträgt.

Die Einsicht des Philosophen überführet ihn, daß die Beunruhigungen des Pöbels unvernünftig, daß ein Linderungsmittel im Leiden die Gedult, und der einzige

Weg, Widerwärtigkeiten zu besiegen, sey, sich ihnen unterwerfen. Dieß sieht der Philosoph ein; aber er thut es nicht: der philosophische Hochmuth mag hier sagen, was er will. Die Empfindung wird Herr über die Ueberlegung: der Mensch über den Philosophen.

Die Einsichten des Christen erheben den Menschen über sich selbst, da sie ihn auf einen GOtt weisen, der nur betrübet, um glückselig zu machen. Diese tröstende Vorstellung erweckt in seinem Herzen Gedult und Dankbarkeit. Dieser in dem Geist eines wahren Christen stets herrschende Gedanke hat so etwas Einnehmendes, so etwas Entzückendes, daß auch die grausamsten Schmerzen kaum empfindlich bleiben. Soll dann dieß ausserordentliche keinen Eindruck machen, weder auf dem Pöbel, noch auf den Philosophen?

Un=

Unglückliche Leute! Was hilft es, eine Vorsehung erkennen, wenn man ihrer vergißt? Ihr denket, redet und handelt bey allen Zufällen, als ob sie nie von euch erkannt worden.

Eingebildete Weise, was nutzet eure Weisheit? Sie mindert eure Klagen, aber nicht eure Leiden.

Ohnmächtige Philosophie! eitles Rettungsmittel! wo ist dein Trost in unsern Unfällen? Du thust unsern Schmerzen Zwang an, heilest sie aber nicht.

Göttliche Religion! du allein läßt uns Annehmlichkeiten in den Bitterkeiten kosten. Deine Verehrer sind die wahren Weisen, und glücklich im Unglück.

Die Wünsche.

Vor einigen Tagen bekam ich ein Folioblat Maculatur in die Hände, worinn mir der Krämer Schnupftoback zuschickte. Es war griechisch, und da ich es durchlas, hielt ich es einer Uebersetzung werth zu seyn. Ueberhaupt muß ich sagen, daß ich durch diesen Weg manche verlegene Waare eines alten Weisen oder neuern Autors bekomme, die mich oft mehr als dreyfach wegen des ausgelegten Geldes schadloß hält, sollte es auch nur durch diese einzige wichtige Lehre seyn, welche mir der Anblick eines solchen Blates einpräget, nämlich: die Sterblichkeit meiner Autorschaft. Doch ich will hier aufhören, damit der alte Grieche zum Worte komme.

„Da Jupiter einst besonders aufgeräumt „war, so sprach er zu den andern Göttern,

„die

„die rings um ihn am hohen Olymp auf „purpurnen Polstern herum sassen: Ich will „heute einmal Athen einen Freudentag, „euch allen aber eine angenehme Verände„rung machen. Mercurius, in der Ge„schwindigkeit begieb dich nach Athen und „sage, daß heute jederman seine Bitte vor „mich bringen könnte. Kaum hatte der „Götterbote der großen Stadt diese freudi„ge Nachricht gebracht, so walleten alle Ein„wohner nach den Tempeln, fülleten sie an, „und liessen ihre Wünsche gen Himmel stei„gen. Jupiter ließ die große Fallthüre er„öffnen. Alsbald wälzten sich grosse Dämpfe, „wie dicke Nebel, bis vor seinen glänzenden „Thron. Und dieß waren die Seufzer und „Stimmen der Begierden. Apollo kam in„dessen, mit einigen fertigen und hurtigen „Schreibern aus seinem Gefolge, vom Par„naß an, und sie schrieben in der Geschwin„digkeit folgende Bitten auf: Proteon, ein

„Kaufmann, bittet den Jupiter, daß er dem „Neptun befehle, alle Schiffe an Klippen „zu treiben, und nur das seinige dießmal „zu erhalten, damit er auf einmal reich „werde. Dafür gelobt er dem Jupiter ei= „ne güldene Krone, und dem Neptun einen „silbernen Dreyzack. Eukales, ein Jüng= „ling, bittet, du wollest ihm seine schwar= „zen Haare in goldgelbe verwandeln, da= „mit ihn Theanis heyrathe; denn sie ist „reich und schön. Kleontis flehet, daß ihre „beyden Söhne in den olympischen Spielen „den Preiß gewinnen. Sie gelobt dem „Jupiter die Siegeskränze, die sie bekom= „men werden. Kallistus bittet, daß es „ihm die unsterblichen Götter möchten ge= „lingen lassen, die Theano aus ihrer Ael= „tern Hause und aus ganz Griechenland „ohne Gefahr zu entführen. Unzählige „junge Leute beyderley Geschlechts beschwer= „ten den Himmel mit noch weit schänd=

„lichern

„lichern Bitten. Eine Purpurfärbers Toch„ter verlangte sogar: daß der Vater der „Götter durch die Parcen den Lebensfaden „ihres Vaters sollte abschneiden lassen, da„mit sie einen lasterhaften Thersiten freyen „könnte. Eine Matrone bat, daß Venus „ihre kleine Tochter verführerischer, als alle „andere griechische Mädchens, bilden möchte. „Ein Mann von Areopagus flehete, daß „ihn Jupiter alle Ränke und Anschläge an„derer möchte vorher sehen lassen, und daß „andere hingegen die seinigen nie entdecken „sollten. Viele jungen Frauen baten, daß „die Götter ihren Männern ihr kränkliches „Leben abnehmen möchten. Darauf erhob „sich plötzlich ein Getöse. Alle Götter, die „im Kreis herum sassen, richteten die Köpfe „auf und wurden aufmerksam. Es war ein „Schwarm der Poeten, die Lobgedichte auf „den Wein und die Liebe absangen. Der „Anblick so vieler magerer und klappernder

„Kör-

„Körper kam dem Jupiter so kurzweilig vor, „daß er stark ins Lachen fiel, und dem „Mercurius einen Wink gab; worauf derselbe alsbald die Fallthüre wieder zumachte.“

Auf diese Erzählung folgten noch sechs Zeilen. Aus dem Anfang derselben sahe ich so viel, daß der Erfinder dieser Erzählung eine ernsthafte Mine annahm, und aller Wahrscheinlichkeit nach im Begrif war, eine Moral aus dieser Erzählung zu ziehen. Ich gäbe viel darum, wenn ich das andere und noch mehrere Blätter aus diesem griechischen Buche bekommen könnte. Doch, da ich dieses wenigstens vor der Hand nicht hoffen, noch meinen Lesern versprechen kann, so muß ich sie bitten, daß sie dießmal mit meinem guten Willen vorlieb nehmen, diese Lücke so gut auszufüllen, als es mir möglich seyn wird.

Das Wünschen an sich selbst ist dem Menschen natürlich, und in so weit kann es auch der strengste Moralist nicht tadeln. Der Mensch liebet sich selber. Diese Selbstliebe ist sehr tief in sein Herz gesenket. Er verlangt nicht nur glücklich zu seyn und zu bleiben, sondern noch immer glücklicher zu werden, als er gegenwärtig ist. Was ist an diesem Wunsche tadelnswürdig? Oder vielmehr, wie schön ist er nicht? Je glücklicher ein Geschöpfe ist, je mehr Vollkommenheiten, Güter und Vorzüge dasselbe besitzt, desto mehr Ehre macht es der Güte und dem Reichthum seines Schöpfers. Ist dieses ausgemacht, so kann auch das Verlangen, so kann auch der Wunsch nach dem Besitze mehrerer Güter eben so wenig sträflich seyn.

Aber hingegen werden unsere Wünsche strafbar auf eine doppelte Weise. Einmal,

in

in Absicht auf die Dinge selber, die wir begehren, und zweytens, durch die Art, wie wir sie verlangen. Zu erst also machen die Dinge selber, nach welchen wir uns sehnen, unsere Wünsche unrecht. Denn wir wünschen uns öfters Dinge, die an sich böse, ungerecht, sündlich und uns selber schädlich sind. In diesen Fällen sind unsere Wünsche offenbar gottloß, lasterhaft oder belachenswürdig. Ich gebe es zu, daß derjenige, der sich solche Dinge wünschet, nicht allemal dergleichen Sachen dafür erkennet. Man kann vielmehr bisweilen etwas böses wünschen, oder bitten, weil man es für erlaubt, gut oder wenigstens für unschädlich ansieht. In solchem Falle sind gleichwohl unsere Wünsche allemal Verräther unserer Blindheit, Unwissenheit, groben Vorurtheile oder unserer Narrheit. Sieht man aber die Strafbarkeit seines Verlangens selber ein, und bringt es doch

vor

vor GOtt, so ist dieses ein Kennzeichen eines Herzens, in welchem lasterhafte Begierden die Vernunft, die Religion, die Gerechtigkeit, und, mit einem Wort, das Menschliche schon gänz und gar ersticket haben.

Wir verbergen sehr vorsichtig unsere Fehler und unsere schlechten Seiten vor andern Menschen. Noch weit sorgfältiger verdecken wir unsere geheimen Wünsche vor ihnen. Wir, was soll ich sagen? Thoren oder Boshafte, scheuen uns hingegen gar nicht, solche Sachen von dem allerheiligsten GOtt zu erbitten, die allen seinen Eigenschaften, seinen Gesetzen, seiner Ehre und seiner Menschenliebe gerade entgegen sind. Welche unreine und giftige Nebel mögen nicht alle Tage aus den niedrigsten Gegenden der menschlichen Herzen vor den Thron der Gottheit steigen. Itzt sind sie verbor-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

gen. Jener Tag aber wird sie den Augen und Ohren der ganzen Welt entdecken. Dann wird man die geheimsten Wünsche der Rachbegierde, des Geitzes, der Ungerechtigkeit, der Unmässigkeit, der weiglichen Wollust in dem hellesten Spiegel sehen, und die, welche den Himmel damit entheiliget haben, werden neben uns stehen. Sie werden selber über ihre abscheuliche Bosheit und über die aufgedeckte Schande ihres Herzens erschrecken.

Unsere Wünsche werden zweytens in einer andern Absicht sträflich, und besonders in Absicht auf die Art, wie wir sie unterhalten. Auf eine sehr feurige Art beständig wünschen, daß man tugendhafter, weiser und besser werde: dieß ist ein schöner, ein vortreflicher Wunsch. Aber nur immer dieses wünschen, und nicht selbst aus allen seinen Kräften an seiner Besserung arbeiten,

beiten, das macht ihn zu einem faulen und unnützen Wunsch. Sich Dinge wünschen, die an sich gut sind, ist schön. Aber verlangen, daß man seines Wunsches theilhaftig werde, es sey auf welche Art es wolle, sollten auch die Gesetze der Gerechtigkeit dabey beleidiget werden müßen, dieß ist ein offenbarer böser Wunsch. Wie oft muthen uns nicht unsere Freunde gewisse Gefälligkeiten an, die sie an sich mit Recht von uns verlangen könnten; allein, weil wir sie ihnen nach den gegenwärtigen Umständen nicht anders erzeigen können, als mit Verletzung anderer wichtigen Pflichten, so ist ihre Bitte ungerecht, wenn sie auf der Erfüllung derselben bestehen; und doch soll GOtt unzählige mal uns dergleichen verwilligen. Für seine künftige Wohlfahrt zu sorgen, ist die Pflicht eines jeden Vernünftigen, der sich selber liebt. Wenn man sich aber Tag und Nacht damit beun-

ruhiget, mit seinen gegenwärtigen Umständen mißvergnügt ist, die Güter, die man schon hat, nicht mit Freude und Wohlgefallen genießt, noch recht nutzbar anwendet, sondern nur immer neuen und künftigen entgegen sieht, und ihre Ankunft durch beständiges Wünschen beschleunigen und erzwingen will: so versündigen wir uns nicht nur an der gütigen Vorsehung durch Undankbarkeit und Verachtung desjenigen Guten, das wir schon wirklich in Händen haben, sondern wir handeln auch höchst einfältig. Denn wir sehen immer dem, was wir noch nicht haben, sehnsuchtsvoll entgegen, und glauben, alsdann würden wir recht glücklich seyn, wenn wir es erst besässen: gleichwohl aber, wenn wir es haben, tretten wir es verächtlich mit Füssen, und wünschen uns aus Unzufriedenheit anstatt dessen was bessers. Mißvergnügt mit dem Stand, worinn wir sind, wünschen

wir

wir uns einen andern. Erhöret uns die Vorsehnng und gewährt uns unsere Bitte, so mißfällt uns den Augenblick die getroffene Veränderung. Es gehet uns wie Esops Fröschen, die durchaus einen König von ihm haben wollten, und doch nicht einen Augenblick mit demjenigen zufrieden waren, den er ihnen gegeben hatte, bis er sich endlich gezwungen sah, ihre Thorheit zu strafen, und sie einsehen zu lassen, daß ihr erster Zustand der glücklichste gewesen sey. Er beehrte den Storch mit der Ehre, König über die schmutzigen Einwohner der Sümpfe zu seyn; ihnen aber ließ er den Vorzug vollkommen nach dem Geschmack ihres Oberherrn zu seyn.

So thöricht, so schlecht sorgen wir für uns. Würde es die Vorsehung nicht besser mit uns meinen, und unser wahres Wohl besser verstehen, als wir selber; so

würden wir die allerunglücklichsten Geschöpfe auf der Welt werden, wofern sie es für gut hielt, alle unsere Wünsche zu erfüllen.

Ich will diese Abhandlung mit einer doppelten schönen Stelle beschliessen. Die eine haben wir dem Seneca zu danken. Er sagt: „Alsdann kanst du glauben, daß „dein Herz von bösen Begierden ziemlich „gereinigt seyn müße, wenn du die Götter „um nichts heimlich anrufest, was du nicht „auch öffentlich von ihnen erbitten dürfest.“ Die andere schöne Stelle ist das Gebet eines alten Dichters. „Gib mir,“ sprach er, „o Jupiter, alles, was mir gut ist, „wenn ich dich gleich darum nicht anflehe. „Hingegen gieb mir das Böse nicht, wenn „ich dich auch gleich darum noch so heftig „anrufe.“ Ich setze noch hinzu: Lasset uns

GOtt

GOtt sowohl für dasjenige danken, was er uns auf unser Bitten giebt, als auch für dasjenige, was er uns, so sehr wir ihn auch gebetten haben, nicht gegeben hat.

Gedanken über die Vortheile, welche uns unsre Feinde verschaffen.

Man hat uns Menschen schon seit vielen Jahrhunderten den Vorwurf gemacht, daß wir die wenigsten Dinge von allen Seiten betrachten. Unsre Feinde gehören unstreitig in die Reihe derselben. Sie fallen uns bloß so in die Augen, wie sie uns von unsrer gekränkten Eigenschaft vorgestellet werden. Die natürlichsten Vorurtheile bereden uns, daß wir befugt sind, sie als die Störer unsrer Ruhe, und als die Ursachen unsrer traurigen Gedanken zu hassen. Gleichwohl finde ich, nach einer kleinen Ueberlegung, daß sie uns weit nützlicher, als unsre Freunde sind. Indem ich dieses schreibe, so erinnere ich mich, an alle die

schönen Bilder, die ich jemals in den Schriften der Dichter, und andrer Scribenten, von der Freundschaft gelesen habe. Sie sind so prächtig und einnehmend, daß ich noch bis auf diese Stunde unter dem Endlichen, nichts reitzenders, nichts kostbarers, als einen wahren, und sogenannten philosophichen Freund zu denken weiß. Allein ich bin, bey verschiednen Glücksumständen, und nach einer Erfahrung, von mehr, als funfzig Jahren, noch nie so glücklich gewesen, nur einen einzigen anzutreffen, dem ich dieses Beywort, ohne Schmeicheley, beylegen könnte. Ich selbst müste eine ziemlich parteyische Hochachtung von meinen Vollkommenheiten haben, wenn ich mir einbilden könnte, daß ich, bey meinem Leben in der großen Welt, einen Freund, nach der strengsten und kostbarsten Erklärung, vorgestellt hätte. Es scheint, als ob der Mensch nicht dazu gemacht

wäre, auf dieser Schaubühne, so eine schöne Rolle zu spielen; und es haben schon viele Moralisten geglaubt, daß man die Originale der angenehmen Beschreibungen, in einem andern Wandelsterne, als auf unsrer Erde, suchen müßte. Ich habe verschiedene Freunde gehabt. Ich weiß wohl, daß mich der meiste Theil derselben, aus solchen Ursachen liebte, die meinem Koche, weit mehr Ehre, als mir brachten; ich weiß aber auch eine kleine Anzahl von der Menge abzusondern, welcher ich weit reinere Absichten, und den gewöhnlichen Adel in der Freundschaft zugestehen muß. Dennoch dünkt mich, da ich itzo, aus meinem Gartenhause, nach einer verlaßnen großen Stadt, ohne Vorurtheile zurück sehe, daß ich meinen Feinden weit mehr Dank, als meinen besten Freunden schuldig bin. Ich bilde mir gar nicht ein, bey Entdeckung dieser meiner Gedanken, eine neue Wahrheit vor-

zutragen; ich glaube aber auch, daß es eine Wahrheit ist, die uns bey vielen Gelegenheiten, sehr gelassen und verehrungswürdig machen müßte, wenn wir sie fleissig überdächten. Ich werde also für meine kleine Arbeit, sattsam belohnt seyn, wenn ich nur einen einzigen meiner Mitbürger unterrichte, aus welchem Gesichtspuncte er seine Feinde betrachten soll.

Indem ich von Feinden rede: so verstehe ich darunter diejenigen Leute, welche uns theils aus Neid, theils aus Schmähsucht, theils aus Eigennutzen, theils aus allen dreyen Gründen zusammen, allerhand Böses nachreden, und unsern guten Namen, sowohl heimlich, als öffentlich durch vergrösserte, oder wohl gar erdichtete Fehler, anfallen. Vor andern Feinden, welche mit Gewalt und List nach unsern Gütern, oder mit mörderischer Hand, nach unserm Leben

trach-

trachten, wissen uns die weisen Einrichtungen unsrer Gesetze, und das Schwerdt der Rache meistentheils zu schützen. Wider die Anfälle der erstern aber, hat noch kein Lykurg eine sattsam starke Mauer erfunden, und der ehrlichste Mann ist vor ihren Bosheiten ohne Bedekung.

Es ist also weiser, daß man aus ihrer Aufführung einen Nutzen zieht, als daß man über ihre Lästerungen jammert, kleinmüthig wird, und oft aus Ungedult über die Einrichtung der ganzen Welt murret. Und wie leicht ist es nicht einzusehen, daß unsre hitzigsten Feinde weit mehr zu unsrer wahren Glückseligkeit, als unsre besten Freunde beytragen. Wir dürfen nur untersuchen, welche von beyden uns am nächsten zur Tugend führen: so wird uns in der Sache kein Zweifel übrig bleiben.

Ich bin nicht gesonnen, ein moralisches Lehrgebäude auszuplündern; sonst würde ich hier beweisen, daß uns die Tugend allein glücklich, oder wie man es nennen will, zufrieden machen könne. Mit Leuten, welche hiervon nicht völlig überzeugt sind, rede ich hier nicht. Ich will nur mit wenig Worten erinnern, daß wir, ohne eine genaue Selbsterkenntniß aller unsrer Neigungen, unsrer Wünsche, Endzwecke, Handlungen, Fehler und Meynungen, von der Tugend nicht viel mehr, als den Namen werden kennen lernen. Wer giebt uns aber zu dieser strengen und unpartheyischen Prüfung die beste Anleitung? Wer bildet unser Gemüthe am wirksamsten zur Bescheidenheit, Demuth, Selbstverleugnung, Gedult, Menschenliebe und Großmuth, als wodurch wir ganz allein vor den weisesten Augen der Welt einen Werth erhalten? Sind es unsre Freunde oder Feinde? Freylich

lich sollten es die erstern seyn. Allein ich berufe mich auf die Erfahrung aller derer=jenigen, welche die Charaktere ihrer Freunde einmal ernsthaft überdacht haben. Schmeich=ler, welche unsern Staub lecken, welche uns nicht nur, wegen eines glücklichen Zufalls, woran unser Verstand keinen Antheil hat, sondern sogar wegen unsrer Fehler, zu ver=göttern wissen, sind in meinen Augen viel zu nichtswürdig, als daß ich mich bey ih=nen aufhalten sollte. Sie verdienen nichts, als Verachtung, wenn sie auch ihre Nie=derträchtigkeit in dem feinsten Witz einklei=den, und da nur die blödsinnigsten und gebrechlichsten Gemüther dieses kriechende Ungeziefer vertragen können: so will ich so billig seyn, und keinem rechtschaffenen Man=ne verargen, daß er seine Freude an seinen Freunden habe.

Allein, werden uns unsre Freunde deßwegen allezeit die Wahrheit sagen? Werden sie so viel Muth haben, unsern Zorn durch ihre Aufrichtigkeit zu erwerben? Werden sie beständig so edel seyn, unsre Ehre für kostbarer, als unsre Gewogenheit zu halten? Wie gern wollte ich ja antworten, aber wie sehr müste ich meine Erfahrung widersprechen! Ich glaube, daß es an rechtschaffenen Gemüthern in der Freundschaft nicht fehlet, welche beherzt genug sind, uns von offenbaren Lastern abzumahnen, und uns unsre groben Fehler, mit Bescheidenheit und Vernunft zu verweisen. Aber weiter wird sich ihre Aufrichtigkeit nicht erstrecken. Unsre Schwachheiten, unsre fast unmerklichen Ausdünstungen der Eigenliebe, daß ich mich so ausdrücke, die ersten Anfänge zu entsetzlichen Vergehungen, werden sie, wegen eingewurzelter Vorurtheile von unsern Verdiensten, gar nicht

sehen,

sehen, oder uns doch dieselben aus Liebe vergeben. Gleichwohl ist die geringste Schwachheit, doch eine Schwachheit. Sie entfernet uns in einem gewissen Grade von der Tugend, und es ist unmöglich, daß sie nicht täglich anwachsen sollte, wenn wir sie nicht zu dämpfen suchen. Niemand geht in diesem Stücke aufrichtiger mit uns um, als unsre Feinde. Ihre scharfsinnigen Augen übersehen uns nicht das geringste, und es liegt gewiß nicht an ihnen, wenn wir die verborgensten Triebfedern unsrer Handlungen nicht erkennen, und uns mit eingebildeten Vollkommenheiten einschläfern wollen. Die Wahrheit zu gestehen, können wir diesen Liebesdienst auch eher von ihnen, als von unsern Freunden vertragen. Der Unterschied der Absichten, welche beyde bey Entdeckung unsrer Fehler haben, kann uns nicht bewegen, den letztern geschwinder, als den erstern zu vergeben, und der sanftmü-

thige Mund eines tadelnden Freundes scheint unsre Eigenliebe weit mehr, als die rasenden Lästerungen eines schmähsüchtigen Feindes zu erniedrigen. Diese lächerliche Zärtlichkeit wird uns einiger massen zu vergeben seyn, wenn wir uns nur endlich die Bosheiten unsrer Widersacher zu Nutze machen, ihre Beschuldigungen gelassen untersuchen, und daraus bessern, und aus ihrer unbändigen Wuth dasjenige zu unserm Besten bemerken wollen, wozu uns die Furchtsamkeit unsrer Freunde, und das Bewustseyn ihrer eignen Mängel, gar selten Gelegenheit giebt. Die ungerechten Vergrösserungen, oder selbst die unverschämtesten Erdichtungen von Fehlern und Verbrechen können uns an dieser Pflicht, und an dem daraus entspringenden Vortheile nicht hindern. Nur unsern Feinden gereichen sie zur Schande, und es liegt an uns, wenn sie nicht selbst zu unsrer Glückseligkeit das Ihrige beytragen.

Der Mensch scheint dazu versehen zu seyn, die wahre Abbildung seines Gemüths niemals zu Gesichte zu bekommen. Er darf sich nicht selbst malen, wenn er das Urbild treffen will. Der frechste Schmeichler ist bescheidner, als sein Herz, und die sanften Bewegungen der Eigenliebe verfälschen alle seine Vorstellungen. Wir sind bisweilen gerecht genug, an unsre Fehler zu gedenken, noch ehe uns ihre Wirkungen die Augen geöffnet haben. Allein wie sinnreich wissen wir zu unsrer Ruhe tausend Entschuldigungen zu finden? Wir sagen wohl selbst etwas böses von uns, aber bloß darum, damit wir den Augenblick darauf, auch etwas gutes sagen dürfen. Vielleicht werden also unsre Freunde in der Abbildung unsers Charakters glücklicher seyn. Auch diese betrügen sich und uns, ich will aus Menschenliebe hinzusetzen, wider ihren Willen. Sie gehen allzu zärtlich mit uns um.

Sie verlieren, theils durch das Gute, daß sie bey uns genießen, theils durch den täglichen Umgang, theils durch die Aehnlichkeit, die sie mit unsern Neigungen haben, die Empfindlichkeit über unsre Schwachheiten. Sie schmeicheln uns mehr, aus Irrthum und Liebe, als aus Niederträchtigkeit. Unser Eigensinn wird in ihrem Munde zum guten Geschmack, unser Hang zu sinnlichen Ergötzlichkeiten zur Freygebigkeit, unsre Weichlichkeit zur Menschenliebe, unser Ehrgeitz zur Großmuth, und eine mässige Erkenntniß in den Wissenschaften zu einer gründlichen Gelehrsamkeit. Unsre Feinde stellen uns ganz anders vor. Alle unsre Tugenden werden unter ihren Händen unsichtbar, und unsre geringsten Schwachheiten zu unverzeihligen Verbrechen. Der kleinste Gedächtnißfehler machet uns zu unwissenden Barbaren, eine ernsthafte Mine zu aufgeblasnen Thoren, ein munteres Ge-

sicht zu Sklaven der Wollust, und ein einziger Vernunftschluß zu Atheisten. Lauter übertriebene, lauter falsche Vorstellungen von unsrer Gemüthsart.

Doch welche kann uns am wenigsten schaden und am meisten helfen? Eine kurze Untersuchung wird uns die Antwort in den Mund legen. Durch die Abbildung, die wir uns von uns selbst, oder die uns unsre Freunde machen, erblicken wir Vollkommenheiten, die wir nicht besitzen. Wir sind indessen so gutherzig, uns dieselben zuzueignen; denn wer ist im Zweifeln jemals so weit gegangen, daß er den Ausspruch seines Herzens, und das Zeugniß seiner besten Freunde über seinen Werth in Verdacht gezogen, oder, wenn es weit gekommen, diesen Verdacht länger, als einige Minuten genähret hätte? Dieses ist der Grund, warum wir niemals zu der eingebilde-

bildeten Größe gelangen können. Wir werden schläfrig; wir gehen in der Tugend nicht weiter fort, und folglich kommen wir zurücke. Wir hören auf, auf uns selbst Achtung zu geben, und machen uns bey klugen Leuten lächerlich, und verächtlich, wenn wir auch den schmähsüchtigen Pöbel, durch unser Ansehen, oder durch unsre Glücksgüter, in Furcht, oder im Solde zu erhalten wissen. Mit einem Worte, es ist nicht gut, daß man uns schöner malet, als wir sind.

Wir sind weit eher fähig aus den häßlichen Bildern, welche unsre Feinde von uns ausstreuen, einen Vortheil zu ziehen, und uns durch eine gesetzte und männliche Betrachtung derselben der Tugend, und folglich unsrer Zufriedenheit, zu nähern. Die ersten Eindrücke, welche sie in das zarte Gefühle unsrer Eigenliebe machen,

werden freylich sehr unangenehm seyn; allein sie werden uns auch, wenn wir nur wollen, zu dem edelsten Vergnügen verhelfen. Sollte es nicht möglich seyn, daß wir einige von den uns beygelegten Fehlern an uns hätten? Wir müßen uns nicht schmeicheln, und können uns in diesem Falle am ersten auf unsre Feinde verlassen. Wollen wir aber aus Eigensinn, aus Halsstarrigkeit, oder Kleinmuth, ein Mittel verwerfen, wo wir etwas Wahres an uns können einsehen lernen? Wollen wir diesen Anfang zu unsrer Besserung versäumen: so wird sie selbst niemals zu Stande kommen. Doch gesetzt unsre Feinde vergrössern unsre Schwachheiten unendlich, durch ihre Bosheit! gesetzt ihre schamlose Niederträchtigkeit geht so weit, daß sie uns Flecken andichte, wovon wir völlig rein sind; kann man sich auch da noch ihre grausamen Beleidigungen zu Nutze machen?

Warum nicht? Man besänftige nur die ersten Empfindungen seiner angefochtenen Leidenschaften! man höre mehr auf seine Vernunft, als auf das nichts bedeutende Getöse des Pöbels: so wird man auch durch dieses Mittel, seine Zufriedenheit anbauen. Wir haben die Flecken, die Laster, die Verbrechen deßwegen nicht an uns, wenn sie uns gleich von unsern Feinden aufgebürdet werden. Wenn wir gesund sind; so können zehen unwissende oder boshafte Aerzte in der Stadt ausstreuen, daß wir das Fieber, und alle mögliche Krankheiten haben, es wird uns deßwegen nichts schaden. Ist es aber kein Vergnügen, wenn wir bey genauer Prüfung wahrnehmen, daß wir wirklich edler, gerechter, mäßiger und weiser sind, als wir von gallsichtigen Leuten abgemalet werden? Ist es nicht rühmlich für unsre Tugend, daß man seine Zuflucht zu tückischen Erfindungen, zu Lügen und zu

Lästerungen nehmen muß, wenn man die Welt von unsrer Schändlichkeit überführen will?

Gleichwohl wird es uns sehr dienlich seyn, wenn wir alle Schmähungen unsrer Feinde genau überdenken, und die schimpflichen Gemälde, die sie von uns verfertigen, nach allen Theilen betrachten. Wir können uns hierdurch im voraus verwahren, denselben jemals ähnlich zu werden. Denn es ist leicht, in die Fehler zu verfallen, die wir noch nicht an uns haben, und nichts kann uns eher in das Verderben stürzen, als die Sicherheit.

Doch was wird die Welt dazu sagen? Bin ich meinem Lästerer auch Dank schuldig, wenn er mich in der Stadt zum Gelächter, und meinen Namen vielleicht gar bey der Nachwelt verächtlich macht? Ge-

dulte dich mein Freund! er wird nicht bis auf die Nachwelt kommen. Es steht bloß bey dir, ihn zu Schanden zu machen. Du darfst nur gerecht und weise leben. Rechtschaffene Leute sind nicht leichtglaubig. Sie glauben deinen Feinden so wenig, als deinen Freunden. Sie richten dich ganz allein, nach deinen Thaten, und ihre Hochachtung gegen deine Tugend vermehrt sich, wenn sie dich, wider dein Verschulden leiden sehen. Das Urtheil des gemeinen Volks aber, ist von keiner Wichtigkeit. Dieser gedankenlose Haufe weiß selbst nicht, wo er hingerissen wird, und du bist zu tadeln, wenn du einen Werth auf seinen Beyfall legest.

Darf man aber den schmähsüchtigen Tadel, der wider uns vorgebracht wird, nicht einmal widerlegen? Ich will dieses Mittel, seine Unschuld zu retten, nicht ganz

verwerfen. Es giebt gewisse Arten der Lästerer, welche freylich durch unser Stillschweigen frecher und unverschämter werden. Allein eben diese Leute nehmen oft aus der bescheidensten und vernünftigsten Verantwortung Gelegenheit, ihre Bosheiten fortzusetzen. Ich glaube, man büsset niemals dabey ein, wenn man sie großmüthig anhöret, und seine ganze Widerlegung, in den Vorsatz, sich täglich mehr und mehr zu bessern und vollkommener zu machen, einschränket. Ich erinnere mich niemals, ohne Vergnügen, an eine kurze Antwort Anaximanders, welche aber von einer sehr edlen Seele zeuget. Man hinterbrachte ihm, daß sich sogar die Kinder durch allerhand Gespötte, über sein schlechtes Singen, lustig machten. Gut, sagte er, so muß ich besser singen lernen. Eine solche Aufführung verursachet, daß uns unsre Feinde wider ihren Willen dienen müssen; sie ist für

unsre Gemüthsruhe am bequemsten; sie verkürzet die ohnedem kurze Dauer der vorgebrachten Schmähungen, und kränket ihre Urheber am bittersten, weil sie ihre Absichten zerstöret.

Da wir so leicht nicht eher Feinde haben, als bis wir anfangen, glücklich zu werden: so wird es der Mühe werth seyn, wenn wir betrachten, daß sie uns bey dem Glücke unentbehrlich sind, wenn wir anders der Hochachtung des schätzbaren Theils der Welt würdig bleiben wollen. Niemals ist unser Herz verrätherischer gegen uns, als wenn wir in dem Besitze unsrer liebsten Güter sind. Es fließt von tausend Schwachheiten über. Die gegenwärtige Einrichtung der Welt gefällt uns, und gleich darauf gefallen uns auch alle unsre Handlungen. Dieses ist das gewisseste

Mit-

Mittel, uns bey weisen Leuten verächtlich zu machen, und sie auf die Muthmassung zu bringen, daß sich unser kleines Herz in den Umfang unsers Glücks nicht zu finden weiß. Wir machen diese Vermuthung in kurzer Zeit zur Gewißheit. Wir werden stolz, schwindlich, und hören nicht eher auf, auf unsrer Höhe herum zu taumeln, als bis wir in die Tiefe stürzen. Wie heilsam ist uns also bey unserm Glücke eine gute Anzahl von Feinden! wie vorsichtig wird uns die Vorstellung machen, daß unsre Widersacher auf alle unsre Minen, Reden und Handlungen Achtung geben, ja mit ihrem frechen Verdachte sehr oft bis in unsre Gedanken dringen! Mitten unter dem Getöne, welches von hungrigen und blöden Lobrednern zu unserm Ruhme erschallen wird, werden wir an unsre Schwachheiten denken. Wir werden demmüthig und liebenswürdig bleiben, und man wird schon einen

großen

großen Grad der Bosheit besitzen müssen, wenn man uns etwas böses nachreden will.

Wer giebt uns endlich beßre Gelegenheit, als unsre Feinde, den prächtigen, den unschätzbaren Namen eines Großmüthigen zu verdienen? Kein Titel macht uns verehrungswürdiger, als dieser, aber keiner ist auch schwerer zu erlangen. Ich glaube, daß es ein Mißbrauch ist, wenn man denjenigen damit beleget, welcher seine Freunde mit Wohlthaten überhäufet. So löblich dieses auch ist: so gehöret doch zu der Großmuth eine weit größere Stärke der Seele. Ich weiß nicht einmal, ob ich die thätigste Menschenliebe gegen Unbekannte mit diesem Namen zieren darf. Man muß seinem boßhaftesten Feinde vergeben können; man muß ihn, wenn Würdigere darunter nicht leiden, mit Wohlthaten überschütten; man muß sich durch seinen Undank an die-

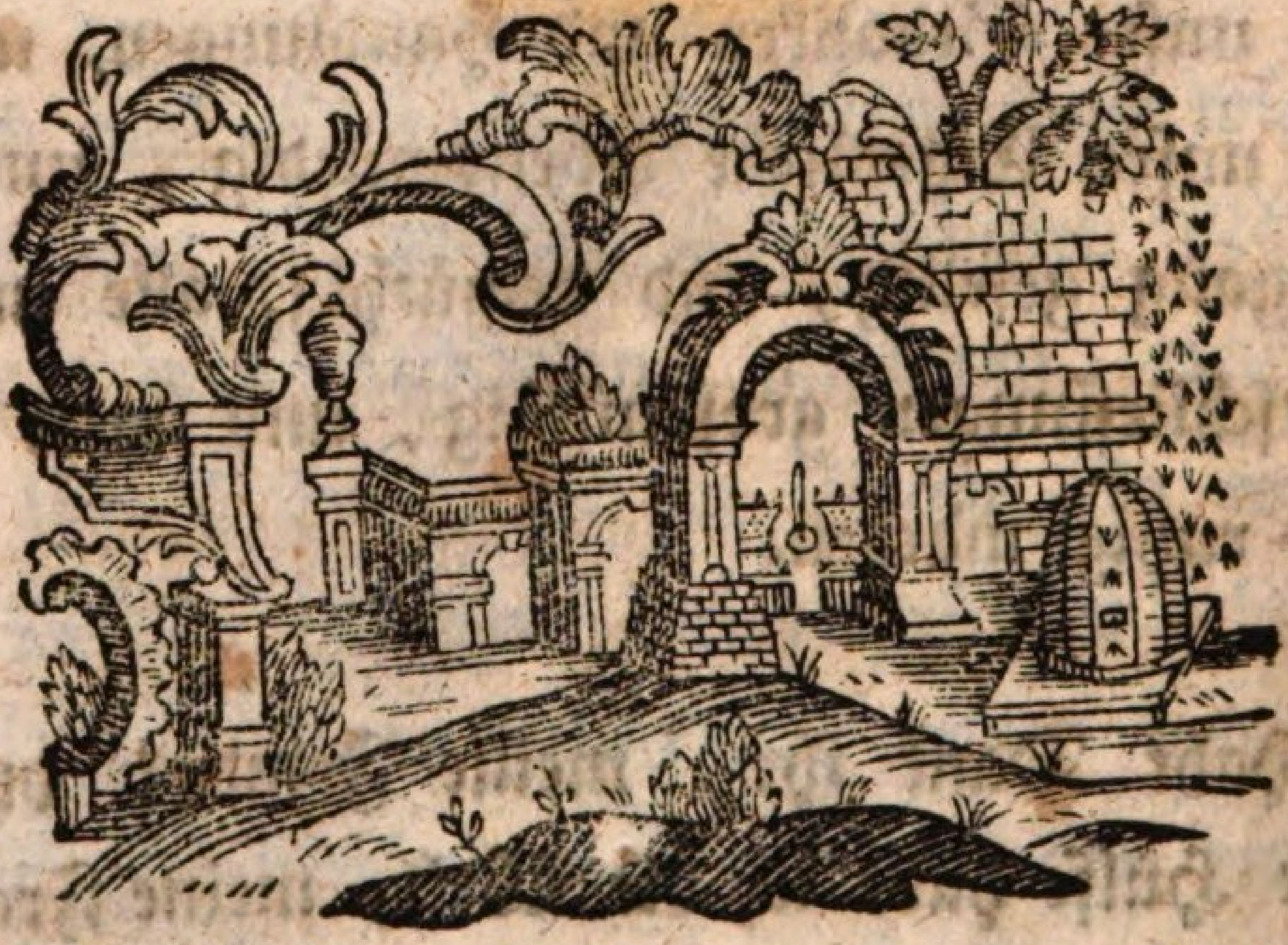
sem Bezeigen nicht hindern lassen; man muß seiner Gutthaten niemals erwähnen, und keine andere Rache, als seine Besserung, suchen. Wenn man dieses ohne Heucheley thut: so kann man einen billigen Anspruch auf den Titel der Großmuth machen. Haben wir Ursache, diejenigen zu hassen oder zu verfluchen, welche uns zu dieser Ehre behülflich sind, wenn es auch durch ihre Bosheit seyn sollte?

Ich will nicht weitläufig seyn, sonst würde ich eine Reihe der ehrwürdigsten Männer aus dem Alterthume anführen, welche ohne ihre Feinde, zu der Größe, in welcher wir sie erblicken, nicht würden gelanget seyn. Die Schicksale unsrer neuern Weltweisen bestättigen dieses auf das deutlichste. Es ist ungewiß, ob sie ohne so tückische und viele Feinde, zu so aufrichtigen und ansehnlichen Anhängern gekommen wären.

wären. Möchten wir doch an diese Vortheile, welche uns unsre feindseligen Mitbürger verschaffen, österer gedenken! Wir würden die verborgnen Klüfte unsers Herzens weit besser einsehen lernen. Wir würden selbst zur Freundschaft weit geschickter werden. Die Wunden unsers Nächstens würden uns schmerzen. Wir würden unsern Mitbrüdern alles, und uns nichts vergeben. Eine beständige Aufmerksamkeit auf alle unsre Gedanken und Handlungen, würde unsre Eigenliebe lobenswürdig, unsern Umgang gesellig, und demüthig, alle unsre Entschliessungen großmüthig, und unser Leben ruhig machen.

Habt Dank ihr, meine Feinde! durch eure Hülfe habe ich die Welt, meine Freunde und mich ein wenig kennen lernen. Ohne euch würde ich vielleicht den stolzen Ausspruch thun, daß ich dieß alles vollkom-

men kennte! Nach euren Vorbereitungen hoffe ich den Rest meines Lebens vergnügt zuzubringen. Wie solltet ihr meinen Haß verdienen! nur eine einzige Art von euch werde ich verabscheuen, von welcher Tacitus saget: Pessimum inimicorum genus laudantes.



Lebens-

Lebensstände.

Die Noth, die Bedürfnisse, die Leidenschaften, die Laster und die Tugenden sind der Ursprung der verschiedenen Stände, durch welche die Menschen unterschieden werden. Es giebt sehr wenig Stände derjenigen, welche eingeführt und angenommen sind, die der menschlichen Gesellschaft nicht einigen Vortheil, einigen Nutzen verschaffen: und sie verdienen nach dem Verhältnisse ihrer Nutzbarkeit geachtet und unterstützt zu werden. Hierinn liegt der Grund, der einen vor dem andern erhöhet.

Man ist dann erst wahrhaft schätzbar, wahrhaft groß, wenn man etwas zum Glücke anderer beyträgt, wenn man seine Bemühungen, seine Gemüthsgaben nützlich ver-

wendet. Wenn die Werke der Natur, sagte Cicero, für die Menschen sind, so sind auch die Menschen einer für den andern geschaffen.

Die Reichthümer demnach, und der Ruhm machen keinen wahrhaft großen Mann, ja bisweilen nicht einmal einen mittelmässigen. Nach diesem Grundsatze sollte man einen Stand wählen, wenn die Umstände, die Unwissenheit, das Ansehen der Aeltern, oder selbst die Bedürfnisse unsers Lebens eine Wahl erlauben; man muß ihn wenigstens stets vor Augen haben, um die Pflichten des Standes, in den man gesetzt ist, nach ihrem ganzen Umfange und mit Ehre zu erfüllen.

Mich deucht, daß man nicht genug Nachsicht gegen jene gebrauchet, welche ihren Mitbürgern nützlich sind; man richtet sie

eben

eben so streng, als die allerunnützesten: da man sie doch nur nach ihrer Nutzbarkeit achten sollte.

Was liegt der Gesellschaft daran, daß dieser vortrefliche Mann, daß dieser erfindsame Künstler, daß dieser Gelehrte einen solchen Charakter, einen solchen Geschmack habe, wenn er ihr nur dient? Wenn er zum Ruhme seiner Nation etwas beyträgt, so verdient er, daß sie ihn schätze; sie ist ihm Ehrerbietung schuldig.

Die Habbegierde, welche überall herrschet, ersticket überall die Liebe des gemeinen Besten: man unterscheidet nicht mehr das, was ehrlich ist, von dem, was nützlich ist: man gehet noch weiter; man hält alles jenes für ehrlich, was nützet.

Man klaget, daß es keine Patrioten mehr gebe: wie sollte es eine geben? Ein

jeder ist für sich selber sein Staat, seine Stadt, und sein König. Es ist erlaubt mässig für sein Glück zu sorgen; aber man widmet diesem alle Sorgen: der allgemeine Nutzen wird für nichts geachtet. Eine gänzliche Aufopferung, eine gänzliche Weihung seiner Gemüthsgaben zum Wohl des Staates wird für eine altväterische bloß den Römern eigen gewesene Tugend gehalten. Undank, sagt man, und Mühseligkeit sind die Früchte, welche man für sich, und die Seinen einerndet; gleich als wenn der Dienst des Staates nach unsrer Verfassung nicht der sicherste Weg wäre, sein Glück zu machen; und als wenn es nicht Trost einflößte, wenn man sich selbst das innerliche Zeugniß geben kann, daß man für das gemeine Beste gearbeitet habe.

Hätten wohl die Colberts und Louvois nützlicher für ihre Familien gearbeitet, wenn

sie nichts als ihren eigenen Nutzen für das Ziel ihrer Arbeiten gewählet hätten, als da sie sich dem Wohl des Staates gänzlich widmeten? Das Glück fand sich fast ungesucht bey ihnen ein, und sie genossen des Ruhms, daß sie zu ihrer Zeit dem Staate die nützlichsten Männer waren: man preiset sie noch mit Recht als seltene Menschen; man legt sie als nachzuahmende Beyspiele andern vor.

Man bildet sich fälschlich ein, daß bloß jene, welche erhabene Würden bekleiden, behaupten könnten, sie wären dem Staate nützlich. Ein jeder kann es auf seine Art seyn. Die glänzenden Dienste sind nicht zahlreich, und nicht ein jeder kann sie, wenn er auch wollte, leisten.

Wir haben alle eine Bahn zu durchlaufen; sie mag groß oder klein seyn. Alle

mechanischen Künste, haben einen oder den andern Meister, den man ehret, den man liebet, der andern mit seinem Rathe und mit seiner Hülfe beysteht: es ist so gar kein Armer, der nicht einen andern Armen nützlich seyn könnte.

Es würde eine allgemeine Verwirrung entstehen, wenn der Finanzenkündige seinem Vaterlande mit Anführung der Heere dienen wollte, und der Kriegsmann die Einkünfte des Staates zu verwalten über sich nähme. Es geschieht selten aus Eifer für das gemeine Beste, daß man die Schranken seines Standes überschreitet. Ein jeder hat seinen Umfang, in welchen es besser und nützlicher ist, sich einzuschliessen. Der menschliche Verstand ist nicht zureichend allen Genügen zu leisten.

Es ist wahrscheinlich, daß man heut zu Tage nicht vom Descartes reden würde, wenn er statt ein Philosoph und Mathematiker zu bleiben, ein Staatskündiger hätte werden wollen. Die vortreflichsten Leute in jeder Gattung sind jene, welche sich nur auf ein Ding begeben. Es ist fast gewiß, daß man in einem Stande vollkommen werden werde, wenn man sich nur mit diesem allein beschäftiget.

Um in der That andern nützlich zu seyn, muß man besser, als andre, das verstehen, was man thut. Wem könnte man nicht sagen: wenn Sie ein rechtschaffener Bürger seyn wollen, begnügen Sie sich ihren Stand gänzlich zu erfüllen: der Vortheil, den Sie daraus ziehen werden, wird gemeinnützig seyn.

Es ist schon lang, daß man den politischen Körper mit dem menschlichen verglichen

hat. Die Gesundheit des Körpers hängt von der Art ab, mit welcher ein jeder Theil seine Schuldigkeit verrichtet. Die Füsse würden nichts taugen, wenn sie sich an die Pflichten des Magens eindrängen wollten.

Die Welt würde zu bewundernswürdig seyn, wenn in ihr ein jeder nur die ihm eigene Rolle spielte. Man muß sich aber keinem Mißbrauche überlassen unter dem Vorwande, daß er allgemein sey. Eben das, was sich auf der gemeinen Schaubühne zuträgt, eräuget sich auf der Schaubühne der Welt: man zischet jene Schauspieler aus, die Rollen spielen, zu welchen sie nicht tauglich sind.

Der geringste Handwerksmann, welcher sein Handwerk wohl ausübt, ist der Gesellschaft theurer, als ein Minister oder

Heer-

Heerführer, die ihre Pflichten vernachlässigen.

Eine allgemeine Trauer sollte durch ein Gesetz dem Tode rechtschaffener Bürger folgen. Die Namen jener, welche im Leben ihrem Vaterlande nützliche Dienste geleistet haben, verdienten aufgezeichnet und in den Tempeln aufbehalten zu werden. Dieses Verzeichniß würde zur Quelle des Ruhmes und des Adels werden, den man nicht strittig machen würde; das, was der Gemeinde nichts nützte, würde für nichts geachtet werden.

In Aegypten richtete man die Könige nach ihrem Tode; und ehrte jene als Götter, die Väter ihrer Unterthanen gewesen waren. Die Chineser haben im Gebrauche die Namen guter Bürger bey der Nachkommenschaft zu verewigen: der Kaiser

schreibt mit eigner Hand ihr Lob, und dieses ist der einzige Adelsbrief bey selbem Volke. Ein jeder Mensch ist fähig einem andern Gutes zu thun: einer ganzen Gemeinde können fast nur Könige und ihre Minister nutzen.

Lassen Sie sich nicht, mein lieber Arist! gleich so vielen andern durch den täuschenden Schein verführen und verblenden. Kein Stand verunehret jenen, der ihm genug thut; aber viele verunehren ihren Stand durch die Art, mit der sie die ihm anklebenden Pflichten erfüllen.

Von der vernünftigen Anwendung des Geldes.

Die Kunst, Geld durch ordentliche Mittel zu erwerben, und noch mehr die Kunst, vernünftig damit hauszuhalten, ist eine der wichtigsten Wissenschaften, die wohl verdiente, daß, zumal auf Universitäten, davon ein eigenes Collegium wöchentlich ein paar Stunden gelesen würde. Aber wer würde es hören? Wer von den jungen Prassern würde sich darnach richten? Werden sie auch nur folgende kurze Anmerkungen lesen?

Das Geld hat, nachdem es in der menschlichen Gesellschaft zu demjenigen allgemeinen Maase ist ewählet worden, nach welchem der Werth aller übrigen Dinge bestimmt

stimmt und geschätzet wird, allerdings einen wahren Werth. Und jene Philosophen, ein Democrit und Diogenes, mögen das ihrige immer ins Meer geschmissen, und andere, die zwar keine Weltweisen, aber doch vernünftige Menschen waren, als Narren ausgelacht haben, daß sie sich um ein Stück gelber Erde so viele Mühe gäben: so bleibt es doch ausgemacht, daß derjenige, welcher Geld hat, sich vielerley Art glücklicher in der Welt machen kann, als ein Mensch, welcher dieses mächtigen Mittels der äusserlichen Wohlfahrt beraubet ist. Man müßte denn aus Eigensinn behaupten wollen, daß das keine Vorzüge vor Armen wären, wenn man wegen seines jetzigen und künftigen Unterhalts unbesorgt leben kann, wenn man mehrere Mittel in Händen hat, mehrere Handlungen nach seinen rühmlichen Bemühungen den rechten Nachdruck zu geben, seine Kinder aufs beste zu erziehen,

seinen Freunden durch thätige Hülfleistungen zu dienen, Werke der Liebe an den Dürftigen auszuüben, und die Gaben des Schöpfers zur Anfeurung seiner Dankbarkeit gegen denselben zu geniessen, und die Süssigkeiten dieses kurzen Lebens zu schmecken. Ich kann es folglich für kein Zeichen eines erhabenen Geistes halten, wenn man das Geld verachtet und wegschleudert, da man es wirklich auf eine rechtmässige Weise besitzet; wohl aber in dem Fall, wo man, wenn man es nicht hat, mit einem Herzen voller erhabenen Gedanken und Empfindungen über seine Armuth und Dürftigkeit hinweg sichet, keinen Mangel empfindet, und nicht unruhig mehr verlanget, als uns die Vorsehung zu geben für gut befindet.

Es ist demnach ein jeder vernünftiger Mensch verbunden, das Vermögen, daß er entweder selber durch seinen Fleiß erworben,

oder

oder durch rechtmässige Wege von andern bekommen hat, hochzuschätzen, und zwar deßwegen, weil es das nächste und bequemste Mittel ist, sich in der Welt glücklich zu machen. Da nun alles Gute, welches durch den rechtmässigen Gebrauch der Geschöpfe erhalten werden kann, zu den Absichten gehört, um welcher willen GOtt dieselben erschaffen hat: so ist es auch GOttes Wille, so ist es ein Gesetz unsers höchsten Gesetzgebers, daß wir Geld erwerben, es zu Rathe halten, und dasselbe wohl anwenden.

Aber eben hieraus erhellet auch die Thorheit, die von dem Geitze stets unzertrennlich ist. Denn der Geitzige liebet und suchet das Geld nicht deßwegen so übermässig, weil es ein Mittel zur Glückseligkeit ist, sondern bloß deßwegen, weil es glänzendes Metal ist. Denn er sperret es ein, und

wendet es weder zu seinen Nutzen und Vergnügen, noch zu irgend einer andern guten Absicht an. Gleich den spielenden Knaben, die viele Steinchen und Scherben mühsam auf einen Haufen zusammen tragen und dieselben in einen Berg aufthürmen, damit ein schalkhafter Knabe hernach das Vergnügen habe, dieses so sorgfältig aufgebauete Haus durch einen einzigen Stoß wieder umzuwerfen. Handelt aber der Verschwender, der auf Harpax Satyren macht, wohl im geringsten klüger? Der Geizhals schwächt seinen Körper, weil er ihm das Nöthige entziehet und übermässig arbeitet: Der Verschwender macht sich krank, weil er mehr ißt und trinkt, als der Körper vertragen kann, und weil seine Kräfte in weichlichen Müssiggang stumpf werden. Jener ist ungerecht gegen Fremde, da er ihnen durch List und Ränke das Ihrige nimmt; dieser aber gegen seine nächsten Anverwandten,

ten, da er das, was ihnen von GOtt und Rechtswegen gehört, andern mit vollen Händen, durch einen mit der Ausübung vieler Laster verknüpften Aufwand, zuwirft. Sie streiten also nur um den Vorzug in der Narrheit und im Laster.

Es giebt eigentlich dreyerley, und vielleicht noch mehrere Arten von Verschwendern. Denn einige, und zwar die meisten, verschleudern ihr Vermögen aus Wollust, andre aus einem märrischen Ehrgeitz, und einige aus Einfalt oder einer blöden Gutherzigkeit. Die ersten rennen unter Lachen und Freudensprüngen, die andern unter Lobeserhebungen, und die letzten in einer blinden Zufriedenheit in ihr Verderben. Laßt uns einen Versuch wagen, ob wir den einen oder den andern in diesem unglücklichen Lauf durch eine ganz sanfte Vorstellung noch aufhalten können.

Dul-

Dulcimon, seyd nicht bange, daß ich vor euren Ohren alle die Schimpfnamen wiederholen werde, womit die Philosophen das Vergnügen der Sinnen unter dem Namen der Wollust, seit dem alten Aristoteles an, bis auf Wolfen beleget haben. Ihr thut ganz recht daran, daß ihr euch das kurze Leben so vergnügt zu machen sucht, als es möglich ist, und daß ihr demselben alle eure Sinne öffnet. Ihr habt die Mittel dazu in Händen: ihr seyd gesund. Geniesset also immer die Süssigkeiten, die der Schöpfer in die verschiedenen Geschöpfe gelegt hat. Aber ich bedaure euch. Denn auf diejenige Art, wie ihr es anfanget, wird euer Vergnügen bald ein bitteres Ende nehmen. Ihr überschreitet die rechte Maase. Ihr schwächet euren Körper, und ihr fühlet schon öfters die Vorboten einer tödtlichen Krankheit, oder eines siechen, schmerzhaften und frühzeitigen Alters. Ihr

seyd in der Blüte eurer Jahre, und doch seyd ihr schon mehr krank als gesund, mehr verdrießlich und melancholisch, als wahrhaftig zufrieden. Wie oft müßt ihr nicht für einen einzigen halben Tag, da ihr euren Begierden alle Ausschweifungen erlaubet habt, ganze Wochen lang bittere Arzneyen einnehmen, und in einer traurigen Einsamkeit in eurem Krankenzimmer gleichsam an Fesseln liegen! Der Appetit ist mit den Kräften weg: es eckelt euch vor den niedlichsten Speisen: ihr seyd nicht im Stande, die geringste andere Ergötzung zu fühlen, und eure blasse Farbe erinnert euch mit dem grösten innern Widerwillen, daß ihr euer eigner Mörder noch seyn werdet. Seyd aufrichtig und gestehet, daß die verdrießlichen Vorfälle, die ihr euch in euren schlaflosen Nächten machet, euch durch hundert unerträgliche Empfindungen beunruhigen und quälen. Urtheilet hieraus, wie ihr denn

ungefehr in der Stunde des Todes denken, und ob ihr nicht alle eure ausschweifenden Lustbarkeiten verwünschen werdet. Fanget hingegen an, wenn ihr wieder gesund werdet, eure Vergnügungen seltener zu gebrauchen: lasset euch eure Vernunft darinn eine gewisse Maase vorschreiben, so wird euer Vermögen dauerhafter seyn. Wechselt mit der Arbeit ab, die euch nicht nur gesund erhält, sondern die euch auch in eurem Gewissen, Ergötzungen zu geniessen, ein Recht ertheilet; wendet das durch eure Mässigung ersparte Geld zum Vergnügen des Geistes, zu schönen Handlungen an: so werdet ihr das erste mal eine menschliche Wollust schmecken. Ich verstehe darunter ein Vergnügen, welches dem Zweck, warum es uns der gütige Schöpfer gegeben hat, gemäß ist. Dieser Endzweck will, daß uns das Vergnügen zur Arbeit munter, geschickt und stark machen, und uns anreitzen soll, einem

so gütigen HErrn mit Lust und Willigkeit, durch die redliche Erfüllung unsrer Pflichten, zu dienen. Habt ihr bey euren Ergötzlichkeiten niemals diese Ueberlegung angestellt, so muß ich euch sagen, daß ihr um viele Stuffen niedriger seyd, als das Vieh. Gehet alle Thiere durch, ihr werdet keines finden, mit dem ihr euch vergleichen könnet. Ja, messet euren kleinen Körper gegen dem ungeheuren Leib eines Elephanten: so werdet ihr finden, daß ihr weit mehr verzehret, als er. Alle Welttheile müssen was hergeben, euren Magen zu füllen. Nichts sättiget eure ungezähmte Begierde, und ihr opfert dem kurzen Vergnügen, das eine theure Speise oder ein weit hergebrachter Wein euch verursacht, wenn sie durch die Kehle gehen, eure Gesundheit, Ehre und Vermögen auf.

Splendid macht sich arm, um eine kurze Zeit reicher zu scheinen, als er ist. Er

macht Schulden und wird ein Betrüger ehrlicher Leute, um eine Zeitlang sich rühmen und bewundern zu lassen. Was thut er nicht, um von denen für seine gute Tafel Complimente zu bekommen, die er bald wird um Geld, oder gar um eine niedrige Bedienung ansprechen müssen? Jetzt ist ihm der Gedanke, daß man ihn nicht für sehr reich hält, unerträglich. Wie wird er sich denn darein finden können, wenn er einst in schlechten Kleidern den Kutschen derer, die er für mittelmässige Leute gehalten hat, wird ausweichen müssen? Wie unruhig wird er nicht seyn, wenn ihm auf dem Todbette seine Familie durch ihre Thränen unleidliche Vorwürfe macht; wenn er sich selber sagen muß: diese hinterlässest du in den elendesten Umständen, die du bis auf ihre Kindeskinder zu den glücklichsten Leuten hättest machen können, wenn deine Narrheit nicht die väterliche Liebe erstickt hätte.

Der allzugutherzige Mann spielet wie ein Kind mit dem Gelde. Er läßt sich, wie Bayle von Grutern meldet, von einem jeden betrügen. Er berechnet nichts: er zählet nicht nach: er leihet und schenkt einem jeden, der ihn um eine Summe nur mit einer ehrlichen Mine oder einem traurigen Gesichte anspricht; und indem er glaubt, gute Werke zu verrichten, bedenkt er nicht, daß er Faule, Verschwender und Wollüstlinge mit seinem Geld mache, und sich der Mittel beraube, rechtschaffenen Leuten, wenn sie seiner Hülfe künftig bedürftig seyn sollten, unter die Arme zu greifen.

Man ist vor diesen und andern Arten des Mißbrauchs seines Vermögens sicher, wenn man bedenket, daß uns GOtt dasselbe zu unserm und anderer Besten anvertrauet habe, und daß wir ihm von dem Gebrauch einer Sache, wodurch so viel

gu-

gutes in der Welt kann ausgerichtet werden, genaue Rechenschaft werden geben müssen, indem wir es nämlich besser hätten anwenden können, als wir es wirklich angewendet haben.

Es bestehet aber die große Kunst, hauszuhalten, nicht sowohl darinn, daß man seine Einkünfte durch viele Sorgen und durch übermässige Arbeiten vermehre, als nur vielmehr darinn, daß man seine Begierden einschränke, und simple und wohlfeile Vergnügungen den theuren und weitläuftigen vorziehe; daß man die wahre Ehre nicht in einem prächtigen Staat, sondern in wahren Verdiensten, in der Ordnung und Reinlichkeit seines Hauses und seiner Kleidung suche, als wodurch man den Weisen von sich die rühmlichsten Begriffe beybringt. Da in Rom ein Cato nur drey Bediente und aufs höchste zwey Pferde

hatte, und auf seine Tafel jährlich nicht viel über sechshundert Thaler verwandte, ungeachtet er die Ehre des Staats erhielt: da stand es sehr gut. Nachdem aber die griechische Weichlichkeit in dieser mächtigen Republik einriß, und es immer einer dem andern zuvor thun wolte: so wurden die Seelen der ehemals so sehr gefürchteten Römer mit ihren Körpern schwach, und Rom ward zuletzt von schlechten Landstreichern, den Barbarn überwunden.

Aus allem, was wir bisher in der Kürze angeführet haben, erhellet, daß die Pflicht, gut hauszuhalten, eine unserer wesentlichsten Obliegenheit sey. Es kommt dabey auf wenige Regeln an. Ich habe einmal einige derselben von einem sehr rechtschaffenen Landwirth gehört, der bey unglücklichen Jahren und einer zahlreichen Familie sein Vermögen ansehnlich vermehret hat, ungeach-

ket ihn nicht einmal der Verdacht eines Geitzes getroffen hat. Er sagte: 1) Ich gebe weniger aus, als ich einnehme, und wenigstens niemals mehr. Ist meine Einnahme ein Jahr sehr schlecht: so wird die Ausgabe noch mehr eingeschränkt, aber unter dieser Einschränkung muß nie meine Ehre und mein rechtschaffenes Gesinde leiden; sondern ich und meine liebe Hauswirthin versagen uns etwas entbehrliches, damit wir bey Ehren bleiben, und nicht auf einmal zu Grunde gerichtet werden. 2) Wir suchen bey solchen Ausgaben etwas abzukürzen, die oft vorfallen: das beträgt in 365 Tagen ein ziemliches, nicht aber bey solchen, die sehr selten vorfallen. Wenn ich gute Freunde tractire, so glaube ich, daß meine Sparsamkeit nicht wohl angewendet wäre: aber wohl, wenn ich an meinem täglichen Tisch etwas überflüssiges einziehe, das mir die Gewohnheit ohnedieß schon un-

merklich gemacht hat. 3) Ich schreibe alles auf, was ich einnehme und auch was ich ausser dem gewöhnlichen ausgebe. 4) Ich kaufe alles zu rechter Zeit, wenn es am wohlfeilsten ist, in Menge, und NB. mit baarem Gelde ein. 5) Ich lasse nichts, weder an meinem Hause, noch an meinem Hausgeräthe eingehen; sondern so, wie etwas fehlt oder schadhaft wird, muß es gleich wieder ersetzt, angeschafft oder ausgebessert werden. 6) Ich liebe Reinlichkeit und Ordnung über alles: theils, damit mir gleich ein Fehler oder etwas, das da mangelt, in die Augen falle; theils, damit mein Gesinde sehr sorgfältig und aufmerksam werde. 7) Ich richte mich zwar in allem gern nach der Mode, aber ich fange immer mehr an, mich davon, was den Aufwand bey Hochzeiten, Gevatterschaften ꝛc. betrift, zu entfernen. Der letztern bin ich ziemlich los geworden,

seit dem ich zu keinem Schmaus mehr gegangen, sondern statt des Eingebindes meinem Pathgen eine schön eingebundene Handbibel verehret habe. Diese Regeln, die von einem sehr guten Practico herkommen, haben mir sehr vernünftig zu seyn geschienen.

Ich habe hier noch von einer besondern Art der Verschwendung was anzuhängen, und zwar auf Veranlassung der Thränen einer Frau, die ich wegen ihrer Tugend hochschätze und mit ihren sieben Kindern bedaure. Ich weiß, daß ich damit vielen von meinen verheyratheten Leserinnen einen wahren Dienst erweise.

Placidus ist der Vorsteher einer Schule, und hat von seiner Bedienung jährlich nicht viel über sechstehalbhundert Thaler einzunehmen. Er hat sieben zum Theil noch unver-

unversorgte Kinder, darunter drey Töchter noch nicht ausgestattet sind. Er hat, was soll ich sagen, zu seinem Glück oder Unglück? in seinen Studentenjahren viel in der Litterärhistorie gethan, und folglich viele seltene Bücher kennen lernen. Schon damals hat er lieber dreymal in der Woche nicht zu Mittage gespeist und sich mit einem abgeschabten Rocke ein Jahr länger beholfen, als daß er in einer kostbaren Auction nicht ein paar sehr rare Bücher für zwanzig Thaler, die er halb gespart und halb geborgt hat, erstanden hätte. Endlich bekam er die jetzige Bedienung, und war so ausserordentlich glücklich, eine liebenswürdige Frau mit acht tausend Thalern zu bekommen. Ein tausend Thaler giengen für die erste Summe ab, die er für ohngefehr hundert rare Bücher schuldig war. Nachher wurde keine Bibliothek irgend eines berühmten Mannes feil gebotten, daraus

nicht

nicht Placidus wenigstens für zweyhundert Thaler Bücher, bloß deßwegen, weil sie sehr wenige in Deutschland besassen, an sich gekauft hätte. Endlich waren die acht tausend Thaler Eingebrachtes alle, die Schule nahm gewisser Ursachen halber ab, und also auch die Einnahme. Die Bedürfnisse der Familie hingegen nahmen zu, und Placidus ist genöthiget, ein rares Buch nach dem andern weit unter dem Einkaufspreiß einzeln loßzuschlagen. Er hat das Mißvergnügen, bey aller Gelegenheit die Vorwürfe seiner Gattin zu hören, und die stillen Thränen seiner Töchter zu sehen. Sie müssen seinen Tod seines Alters wegen, und ihren betrübten Waysenstand bey seinen vielen Schwachheiten alle Tage erwarten.

Wir tadeln Placidus Verhalten nicht, weil er rare Bücher gekauft, sondern weil er sie entweder wegen Mangel einer gründ-

lichen Gelehrsamkeit nicht hat nutzen können, oder aus Liebe zur Bequemlichkeit nicht hat gebrauchen wollen, um der Welt, durch große Werke unterstützt, vortrefliche Schriften zu liefern. Wenn hingegen ein Gelehrter sich eine kostbare Bibliothek anschafft, und daraus mit gehöriger Einsicht andern Gelehrten die Quintessenz und das Brauchbarste mittheilt: so wuchert er auf die alleredelste Art mit seinem Gelde und mit seinem Fleiß, und er ist ein recht großmüthiger Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Aber Placidus hat ein großes Gerüste aufgeführt und viele Materialien angeschafft, ohne ein Haus zu bauen, und läßt nun seine Erben dem gemeinen Wesen zur Last fallen. Um mehr als acht tausend Thaler weg zu geben, dazu gehören größere und pflichtmässigere Absichten, als bloß die Wände seiner Zimmer mit kostbaren Bänden zu tapezieren und den Ruhm zu erwerben, daß man rare Bücher habe, die vielen tausend andern fehlen.

Daß ein Reicher zu seinem Nutzen und Vergnügen von demjenigen Ueberfluß seiner Einnahme, die er leicht entbehren kann, bauet, das halte ich für ein gutes Werk im politischen Verstande. Er giebt dadurch unzählichen Leuten Gelegenheit, ihr Brod zu erwerben: er befördert die Künste und den Fleiß, und er vermehret zugleich die Schönheiten und sichtbaren Vollkommenheiten einer Gegend oder Stadt; aber wenn man aus blosser Baulust, ohne auf einen wahren Nutzen oder ein dauerhaftes und wirkliches Vergnügen zu sehen, bauet; wenn man von dem Zehr- und Nothpfenning, oder gar vom Erborgen bauet: so ist dieß eine Verschwendung, die desto tadelhafter wird, je wichtiger und wesentlicher die Pflichten sind, zu deren Erfüllung man sich dadurch der Mittel beraubet: unter welche ich insbesondre zwo rechne, nämlich die wichtige Pflicht, seine Kinder so glücklich in der Welt zu machen, als es nach ihrem Stand und ihren

ren Fähigkeiten geschehen kann; und die andere, so viel zur Ehre GOttes zum Besten der Armen und zum Dienst des gemeinen Wesens anzuwenden, als wir nur Mittel und Gelegenheit dazu haben.

Ich wiederhole zum Beschluß die Hauptmaxime, die man bey der Verwaltung seines Vermögens beständig vor Augen haben muß: Gedenke, daß du nicht Herr, sondern nur der von GOtt gesetzte Verwalter deiner Güter bist, und von deren Anwendung du GOtt wirst Rechenschaft geben müssen.

Die süßen Herren.

Ich habe angemerkt, daß diejenigen, welche so gezwungen sind, daß sie uns alle Augenblicke mit einem verbindlichen Lächeln und mit Reverenzen überfallen, in Gesellschaften fast so wenig gern gesehen werden, als die, welche durch den Mangel einer anständigen Lebensart unerträglich sind, und uns alle Minuten eine Beleidigung besorgen lassen. Sowohl die einen, als die andern, wissen die Kunst zu leben nicht; mit dem Unterschiede, daß jene sich einbilden, die Meister in dieser Kunst zu seyn, diese hingegen gar keine Ansprüche darauf zu machen scheinen. Die letzte Gattung der Menschen nennt man, mit dem gelindesten Namen, Unhöfliche; die erste will ich, um sie von den Höflichkeiten zu unterscheiden, die süßen Herren nennen. Ich halte es für un-

unnöthig, diese Benennung ausführlich zu rechtfertigen, wenn ich meinen Lesern nur sage, daß die Leute, von denen ich reden will, viel Aehnlichkeit mit den Speisen haben, die uns einen Eckel verursachen, weil sie allzu süß sind.

Ich weiß wohl, daß die Anzahl derer, welche allzu höflich sind, nicht gar zu groß ist, und daß in Ansehung der Lebensart in unsern Gesellschaften eher zu wenig, als zu viel geschieht. Allein die Höflichkeit ist eine so schätzbare und liebenswürdige Sache, daß sie verdient, von allen Fehlern, sie mögen nun selten oder häufig wider sie begangen werden, sorgfältig unterschieden, und gegen alles, was ihren Werth verringern kann, vertheidigt zu werden. Ich will also einen Versuch machen, ob ich den süßen Herren die angenehme Einbildung, womit sie sich schmeicheln, benehmen kann, daß

sie zu leben wissen. Damit sie aber wissen mögen, daß sie dieses Blat angehe, so will ich sie, so genau, als möglich ist, nach dem Leben abzeichnen.

Ein süßer Herr ist ein Geschöpf, das so gut Augen, Ohren, Lippen, Hände und Füsse hat, als ein andrer Mensch, das aber Augen, Ohren, Lippen, Hände und Füsse so gewöhnt, daß sie immer Complimente und Reverenze machen müssen. Das Ceremoniel beleidigt er niemals; es würde für andre besser seyn, wenn er solches zu manchen Zeiten aus den Augen setzte. Wenn er in eine Gesellschaft kömmt, so giebt er einem jeden Anwesenden, durch besondre Geberden und Beugungen, seine unendliche Hochachtung gegen ihn zu erkennen. Er macht in einer halben Stunde so viele Beugungen, mit denen einer, der doch noch höflich ist, eine ganze Woche hindurch aus-

kommen kann. Bey allem, was man spricht, ist er unser unterthäniger Diener. Alles rechnet er sich zum Glücke und zur Ehre an. Seine Augen sind immer klein, und er würde sich für ungezogen halten, wenn er sie einmal so weit eröffnete, daß man den ganzen Augapfel übersehen könnte. Er hat alle seine Gesichtszüge in ein immerwährendes Lächeln verzogen, weil er beständig eine verbindliche Mine haben will, so daß er bey dem witzigsten Scherze nicht heitrer aussehen kann, als bey dem alltäglichsten Complimente. Alles, was er sagt, sagt er mit einem überzuckerten und gehorsamen Tone. Seine Complimente sind kleine Schulreden, und wenn er gleich in einem sehr langen Perioden unsre Gesundheit trinkt, so befürchtet er doch immer, daß er zu wenig gesagt, und unhöflich gewesen seyn möge. Man mag gleich einmal den Einfall nicht haben, etwas zu sagen,

was

was die Aufmerksamkeit verdienen soll; so erstaunet er doch über alles, als über Orakelsprüche; so sehr als ein Philosoph über eine gemeine Wahrheit, die ihm neu und erhaben vorkömmt, weil er sie hinter einer Menge finstrer Worte, in die sie eingehüllt ist, mit Mühe noch erkennen kann. Er bewundert alles, was man spricht, so, daß man gezwungen ist, sich entweder für klüger und sinnreicher, als man ist, oder ihn für einen unbequemen Spötter, wo nicht, für einen Einfältigen zu halten. Wenn er redet, so bittet er so demüthig um Vergebung, als ob er ein Verbrechen begienge. Seine Grobheiten und Beleidigungen sind in freundliche und liebliche Worte eingekleidet, ob er gleich die meiste Zeit ein solches geruhiges Gemüth hat, daß man ihn nicht leicht zu hitzigen Leidenschaften verleiten kann. Wenn man ihn aber in einen so heftigen Affect bringen könnte, daß er Lust

bekäme, uns zu schimpfen, so würde er gewiß erst um Erlaubniß bitten, und zu einem jeden Schmähworte eine tiefe Reverenz machen. Zu der Süßigkeit seiner Person kömmt noch die Kostbarkeit derselben hinzu. Denn aus einer jeden Bewegung seines Körpers soll, ich weiß nicht was für Artigkeit hervorleuchten, die aber unnatürlich wird, weil sie allzutactmässig ist. Mit einem Worte, ein süßer Herr ist in seiner ganzen Person ein zusammen gesetztes Compliment.

Ein süßer ist den meisten, welche noch einen Geschmack an dem haben, was natürlich ist, eine widerliche Gesellschaft, wenn er nahe um sie ist; in einer gewissen Weite, wo sie keine Reverenze auszustehen haben, kann er ihnen vielleicht angenehm werden, weil er ihnen zum Lachen Anlaß giebt. Ein süßer ist der Bisam der Gesellschaften;

in der Nähe duftet er einen allzu empfindlichen Geruch aus, als daß er anmuthig seyn könnte; wenn aber seine Theilchen einen weiten Weg durchziehen müssen, ehe sie zu uns kommen, so können sie angenehme Empfindungen erwecken. Wenn man fliehen muß, so ist es beynahe kein großer Unterschied, ob man vor einer Zibetkatze, oder vor einem gewissen nordischen Thiere flieht, das seine Verfolger mit seinem Gestanke verjagt.

Ein Mensch, der die Höflichkeit allzuweit treibt, und bey den kleinsten Gelegenheiten ein gewisses Ceremoniel beobachten will, das nothwendig in das kleinstädtische fallen muß, kann durch eine rühmliche Ursache, durch die Begierde zu gefallen, verleitet werden, solches zu thun. Allein darum gefällt nicht alles, was aus einer löblichen Begierde entspringt; dieses verhin-

dert nur, daß man einen solchen Menschen eines lächerlichen Fehlers wegen nicht hassen kann. Die erste Sprache, welche die Menschen geredet haben, ist die Sprache der Nothdurft gewesen; sie sagten dasjenige, was sie von andern brauchten, ohne Umschweife, und ohne Zierde, und bekümmerten sich darum nicht, weil der andere in eben dieser Sprache mit ihnen redet. Nicht allzulange darauf erfand man die Sprache der Höflichkeit und des Wohlstandes. Diese Sprache besteht sowohl aus willkührlichen Zeichen und Tönen, als aus verschiednen Bewegungen, Beugungen und Geberden, welche ihrer Natur nach gewisse Ausdrücke der Gefälligkeit und Hochachtung des Herzens sind. Man unterschied sich dardurch von dem Pöbel, welcher bey der ersten Sprache blieb, und zählte die Fertigkeit in dieser andern Sprache unter die Künste, und nannte sie die Kunst zu leben.

Sie hat, wie andre Sprachen, große Veränderungen gelitten, welche sich nach den Charaktern derjenigen gerichtet, die sie gesprochen haben. Es hat Zeiten gegeben, wo sie bald zu schwulstig und orientalisch, bald zu zierlich und gekünstelt, und bald einer völligen Barberey gleich gewesen. Man hat ihre Verbesserung vornehmlich den Höfen zu danken, und sie verdienen mit Recht Akademien dieser Sprache genennet zu werden.

Man richtet sich gemeiniglich im ganzen Lande nach dem Hofe, und sowohl die Vornehmen als Niedrigen, welche von demselben entfernt sind, bestreben sich, seine höflichen Sitten und Ceremonien nachzunahmen. Allein sie haben die Kunst, den Hof glücklich zu copiren, selten in ihrer Gewalt; sie übertreiben ihre Nachahmung, und werden gezwungen, da sie artig werden wollen.

Je weiter diejenigen, welche die Höflichkeit des Hofes nachzuahmen suchen, von demselben entfernt sind, desto süßer werden sie, wie die Ströme immer süßer werden, je weiter sie vom Meere abliegen; mit dem Unterscheid, daß die zunehmende Süßigkeit der Ströme den Geschmack belustigt, ein Mensch aber sich desto unleidlicher macht, je süßer er wird. Gemeiniglich ist niemand süßer, als auf dem Lande etliche Junker, welche sich über ihre Rheinsteine nicht weit verirrt haben, und doch auf die Höflichkeit darum Anspruch machen, weil sie Edelleute sind; und in den Städten diejenigen schwachen Köpfe, welche artig und galant seyn wollen, weil sie reich und vornehm sind. Ich kann mich itzt nicht eigentlich besinnen, ob ich in meinem Herzen zuweilen mehr lachen müssen, oder verdrießlicher gewesen bin, wenn ich bey diesem oder einem in einer Gesellschaft allzuhöflicher Herren oder

Damen gespeißt habe, wo man die schon aufgetragenen Gerichte wieder aufwärmen müssen, weil die Anwesenden vor allzugrosser Artigkeit lange Zeit nicht einig werden können, wer sich zuerst niedersetzen sollte.

Ich gebe denen, welche allzuhöflich sind, zu überlegen, daß sie eben dadurch mißfallen, wodurch sie zu gefallen suchen. Nur dasjenige gefällt, was sich der Natur, die in allen ihren Verrichtungen und Werken ungezwungen ist, und eine gewisse edle Einfalt zeigt, in unsern Handlungen nähert, und sich so weit, als es möglich ist, von der Kunst und dem Zwange entfernt. Eine übertriebene Höflichkeit ist keine Höflichkeit mehr, wie alle Speisen, welche allzusehr gewürzt sind, eine Zeitlang auf der Zunge einen angenehmen Kitzel, aber auch bald einen Eckel und Ueberdruß verursachen. Ihnen selbst würden diejenigen, welche

ihnen

ihnen in ihren häufigen Höflichkeiten sich gleich stellen wollten, bald zur Last werden. Man stelle sich eine Gottheit vor, wo alle Anwesende so viele Complimente, Verbeugungen und freundliche Geberdungen machen wollten, als ein einziger süßer Herr macht, und erwäge, wie lächerlich eine solche Gesellschaft seyn würde. Es können sich nicht alle Menschen so glücklich, wie sie, in den Zwang finden, und sich selbst unnöthige Fessel anlegen. Man muß, wenn man mit solchen Menschen umgeht, immer in der Furcht leben, von ihnen für ungesittet gehalten zu werden, wenn man sich gleich nach allen Gesetzen einer vernünftigen Höflichkeit aufführt, weil man das nirgends mehr als hier überflüssige Recht der Wiedervergeltung nicht beobachtet, und einem jeden unterthänigen Diener einen unterthänigen Diener entgegen setzet. Ich beleidige keinen Menschen vorsetzlich; allein,

wenn

wenn die allzuhöflichsten Leute verlangen, daß man gleiches mit gleichem vergelten, und die Höflichkeit so sehr übertreiben soll, als sie thun, so habe ich gewiß alle diejenigen unter ihnen wider mich, mit welchen ich umgegangen bin. Sie sind unnachahmliche Leute; denn ich kann keine solche kleine Augen, noch so viel Reverenze machen, noch meine Ohren bey einem jeden Worte, das ein andrer sagt, so sehr spitzen, als sie. Ich lobe mir die Freyheit und Ungezwungenheit; ich will in meinem äusserlichen Betragen lieber französich, als spanisch oder italiänisch seyn, und wenn ich nicht so künstlich bin, als die süßen Herren: so bin ich zufrieden, wenn ich natürlicher bin, als sie.

Diese moralische Süßigkeit ist, mit Erlaubniß des schönen Geschlechts, keinen Menschen weniger nöthig, als dem Frauenzimmer. Die Schönen haben so viel Reitzungen,

gen, mit welchen sie gefallen müssen, daß es bey ihnen nicht vieler Verbeugungen und Complimente braucht, über die Herzen unsers Geschlechts zu siegen. Sie thun mit einer übertriebenen Höflichkeit und Artigkeit ihrer Schönheit Schaden, und da wir ihrem Geschlechte so viel Gefälligkeit schuldig sind, daß wir auf alles ihr Bezeigen sorgfältig Achtung haben müssen: so verliehren wir die Zeit, die wir auf die Bewunderung ihrer Reitzungen wenden können, wenn wir ihre freundlichen Complimente und Verbeugungen bemerken müssen. Wenn sie auch die Absicht hätten, ihre Schönheiten dadurch sichtbarer zu machen, so erreichen sie doch ihre Absichten durch nichts weniger, als dadurch. Eine Schönheit, die man sieht, ohne daß sie sich selbst zu zeigen sucht, sieht man mehr, als eine andere, die durchaus gesehen seyn will, weil uns entweder ihre Eigenliebe, oder ihr Mißtrauen gegen sich selbst, welches sie dadurch

verräth, entweder an ihrer Bewundrung hindert, oder uns mißtrauisch macht.

Die Süßigkeit im Umgange ist ein Fehler, welcher alle wesentliche Charaktere, der menschlichen Alter aufhebt. Nichts ist der Jugend anständiger, als das muntre Wesen, die Lebhaftigkeit, und die Flüchtigkeit im Umgange, wofern sie nur nicht in einen ungesitteten Leichtsinn, und in eine Ungezogenheit, die noch tadelhafter als die Süßigkeit ist, ausartet. Den Jünglingen kommt es zu, daß sie nicht auf alle Kleinigkeiten so sehr ängstlich sehen, und obgleich die Höflichkeit kein Alter mehr schmückt, als die Jugend, doch nicht in einer jeden Mine ein Compliment machen. Sie haben ein eigenthümliches Recht auf den Scherz und Lustigkeit. Das würde ein lustiger und scherzhafter Jüngling seyn, der bey einem jeden muntern Einfalle, den er hätte, sich erst tief bücken, und eine Gesellschaft um Erlaubniß bitten wollte, daß er ihn sagen dürfte! Was gefällt an einem Jünglinge mehr, als ein gewisser lebhafter Ungestumm, wenn er nur eine gute Art

dabey hat? Zum Exempel, wenn ich ein Frauenzimmer wäre, das ein allzuhöflicher Herr führte, oder bey der Hand hielte, der eine Menge tiefer Reverenze vor mir machte, und funzigmal um Vergebung bäthe, wenn er mich bey dem Arm nehmen wollte; wie geschwind wollte ich zurück ziehen!

Die Süßigkeit ist einem Manne und Greise so wenig anständig, als einem Jünglinge. Einen Mann kleidet es wohl, wenn er gesetzt ist, und sich ein gewisses Ansehen über junge Leute heraus nimmt, wenn es nur nicht stolz und tyrannisch aussieht; denn sonst lacht die Jugend darüber. Sie nimmt es einem Manne nicht übel, wenn er nicht viel Umstände macht; denn sie sieht darauf nicht. Ein Greiß muß ernsthaft seyn, und in seinem Bezeigen Ehrerbietung von uns fodern; sobald er aber süß wird, sobald setzt er seinen Charakter aus den Augen, und so groß meine Ehrfurcht gegen das Alter ist, so wird mir doch die Höflichkeit gegen einen Greiß, der gegen mich allzuviel Complimente macht, beschwerlich.

Be-

Betrachtungen über das Vergnügen.

Was ist das Vergnügen! das Werk und der Götze der Eigenliebe; die Vergiftung des Herzens; eine Bezauberung, der Zeit eine so flüchtige Geschwindigkeit zu geben, daß sie unvermerkt verstreichen mag: und hievon hat der Mensch unzählige Arten erfunden.

Alexis betrügt die Welt in seinen Vergnügungen: aber er sieht wohl zu, daß er niemals selbst betrogen werde. Er setzt dieselben aus; er verändert sie, und hat sich eine solche Herrschaft über seine Leidenschaften erworben, daß er bisweilen eben denjenigen, die seinem Geschmack zuwider sind, nachjaget: auf die Weise hat er dieselben allezeit in seiner Gewalt, und ist in deren

Verfolgung so listig, daß es unmöglich fällt, seine Maaßregeln zu entdecken. Wenn man ihm durch alle Irrgänge seiner Künste folgen kann: so darf man nicht besorgen, sich in dem verwirrtesten Irrgarten zu verirren. Geht seine Absicht nach Osten, so sind alle seine Bewegungen nach Westen gerichtet.

Die Welt und ihre Vergnügungen zu lieben, ohne daß man im Stande sey, ihrer anders, als durch anderer Beystand zu genießen, ist für einen Menschen, der nachdenkt, der unbequemste und unangenehmste Zustand, den man nur ersinnen kann. Sein Leben verstreicht in einer gezwungenen Höflichkeit und einer knechtischen Gefälligkeit, wovon der Vortheil bey weitem nicht an die Kosten reicht. Die engste Einsiedeley in der einsamsten Wüste, eine Quelle, ein Weinstock, ein Wäldchen, eine grasichte Ebene, ein Feld, das zum Unterhalt

hinreichend ist, ist dem Glanze eines Pallastes, wo man ein Fremder ist, weit vorzuziehen. In der einen ist der Mensch doch noch ein Mensch; er ist frey: aber was für eine niedrige Rolle spielt er in dem andern? Ehren vergnügen, ohne das Leere auszufüllen: Reichthümer verderben und blähen auf; Wein verzehrt und macht den Menschen zu einem Viehe; Wollust entkräftet und wird eckelhaft: gleichwohl sind dieß die vier vornehmsten Quellen des Vergnügens. Wer jemals den längsten und vorzüglichsten Genuß davon gehabt hat, der mag es wagen, diesen Satz zu läugnen. Was für eine Menge von Elend würde er sich erspart haben, wenn er sich mit gesetztem Muthe bestrebt hätte, ihnen zu entsagen? Ihr unruhvollen Kinder der Leidenschaften, die noch betrüglicher sind, als ihr selbst, ihr Vergnügungen; wenn man euch nur prüfen wollte: wie bald würdet

ihr wieder in euer ursprüngliches Nichts verfallen? Unsre Blindheit ist es, die euch das Daseyn gegeben hat: aber die Wirksamkeit des durchdringenden Lichts der Vernunft würde euch in ewige Vergessenheit versenken.

Derjenige ist der glücklichste unter den Sterblichen, sagt der wollüstige Philosoph, der des grösten Antheils von Vergnügen genießet. Der, welcher das Recht zu diesem vortheilhaften Vorzuge hat, ist unstreitig der Mensch, in dem alle Vergnügungen, als in einem Mittelpunkte, zusammen kommen. Kann man sich einen solchen Menschen vorstellen; so kann er wirklich seyn: kann er wirklich seyn; so ist höchst wahrscheinlich, daß er in den sieben tausend Jahren seit der Bildung der Welt, wirklich gewesen ist. Was für ein Zusammenfluß von genossenen Gütern scheint sein Leben

beglückt zu haben? Als König der ganzen Welt, als Meister von ihren Schätzen, als ein Mensch, dem die Wollust zuvorkömmt, und dem eine zärtliche Lebensart beständige Reizungen giebt, scheint er derjenige zu seyn, dem ein jedes Vergnügen zu Gebote steht! Der Witz und die Geschicklichkeit des Gelehrten, der Fleiß des Künstlers beschäftiget sich bloß mit der Vergrößerung seiner Ergötzungen. Begehrt er etwas: so hat er das Vergnügen, es zu genießen; und nach dem Genusse fühlt er nicht das geringste Mißvergnügen. Seine Begierden bleiben allezeit lebendig: seine Kräfte nehmen zu. Was für eine Fluth von Glückseligkeit! Was für ein reitzendes Leben! O beneidenswürdiger Zustand! So denkt und so schließt der gröste Theil der Menschen von allen Ständen und in allen Ländern. Aber ganz anders der Weise Mann. Dieser ist beständig vor der Ver-

führung auf seiner Hut, und schließt auf folgende Art. Derjenige, der sich das meiste Vergnügen verschaffen kann, ist zu gleicher Zeit eben derjenige, der die meiste Abwechslung hat. Seine Handlungen sind ein beständiger Uebergang von dem einen zu dem andern: er berühret und kostet sie alle; aber er bleibt bey keinem. Die ausgesuchtesten Vergnügungen müssen demnach nur sehr schwach seyn: weil sie nicht Reizungen genug haben ihn zu fesseln. Können sie ihn nicht fest halten: so sind sie nicht vermögend, das Leere in ihm auszufüllen, und folglich sind sie nicht die Glückseligkeit, welche er sucht. Folglich ist er zu dem Genusse eines andern Gegenstandes gebohren: eine andere Absicht erfodert seine Aufmerksamkeit. So stellt die Weisheit ihre Betrachtungen über die Arten des Vergnügens an, und entdeckt ihre Eitelkeit.

Jene Tage des Sonnenscheines, Missalina, sind nun vorbey! Jene himmlischen Tage, deren Morgen dich von dem Dunkeln der Nacht durch einen unermeßlichen Zwischenraum abzusondern schien. Diejenige Kunst, welche deine Kindheit weiter, als deine Jugend, und deine Jugend weiter, als deine Reife (wo dir nun in der That eine Reife zukömmt) verlängert hat, ist nicht vermögend gewesen, die unglückliche und durch das Verhängniß bestimmte Zeit der Abnahme deiner Reitzungen zu verzögern. Du bist nun gänzlich verwelket: deine ganze Bildung zeigt nichts, als die Trümmer einer durch Spiel und Lustbarkeiten verzehrten Schönheit. Da du von den jugendvollen und verliebten Personen verlassen bist: wie scharf müssen die Stiche der Ueberlegung seyn! Die Rolle, welche nun noch für dich zu spielen übrig ist, muß dir die strengste Marter machen. Das Al-

ter hat den Auftritt so verändert, daß du dir nicht länger Hofnung machen kannst, in eben derselben Person auf dem Schauplatze zu erscheinen. Eine oder die andrre Lebensart ist zu wählen: denn, wenn du dich noch länger bedenkst; so wird dein Name niemals ohne Gelächter genannt, und dein Gedächtniß nicht anders, als mit Beschimpfung, erneuert werden. Die flüchtige Geschwindigkeit der Zeit sagt dir überlaut, es sey kein Augenblick zu verlieren. Zweifel und Bedenken werden das Uebel nur vergrößern: zögere nicht; es ist der Rath eines herzlich aufrichtigen Freundes, bey allen deinen Fehlern. Gehe; suche Weisheit zu üben: ergieb dich der Reue, in einem oder dem andern unbekannten und verborgnen Aufenthalte, der einen so heilsamen Vorsatz befördern möge. Ich wiederhole es noch einmal: du bist unwiederbringlich verlohren, wo du zögerst. Schande deines

Ge=

Geschlechtes, vergieb mir den harten Ausdruck, bist du nicht noch viel zu glücklich, daß es noch in deiner Gewalt steht, ein Muster desselben zu werden. Ich möchte fast sagen, daß deine Unschlüssigkeit dich der Freyheit, die in deinen Händen ist, selbst deine Laster zur Verbesserung deiner Tugenden zu wenden, unwürdig erklärt.

Was ist die Gesellschaft der Stadt, die Pracht des Hofes, oder selbst die Wohnung des Vergnügens für ein Herz, welches diejenige Befriedigung, die ihm durch Gewohnheit wesentlich geworden ist, verlohren hat? Was sind sie anders als eine Wüste, ein Chaos, eine Art von Angst und Schrecken?

Von dem Glücke eines frühen Todes.

Ich fürchte, daß meine Betrachtungen für einen großen Theil der Leser zu ernsthaft seyn werden. Ihr Innhalt wird sie zu einer Scene führen, von welcher viele aus ihnen jeder einzelner unbescheidener Gedanke, der sie beunruhiget, unerträglich vorkommt.

Was ist ihnen so schrecklich, als der Name des Feindes, der sie ihren Vergnügungen entreissen, und zu einen Richter führen wird, den sie nicht durch den Schimmer ihrer Reitzungen blenden, oder durch ihre anhaltenden Bitten werden erweichen können. Und von diesem grausamen Feinde werde ich heute reden. Doch vielleicht finden sie in meinem Mißtrauen einen Grund,

sich

sich wider die Häßlichkeit dieses Auftrittes zu bewaffnen, zu welchen mich das Absterben dreyer meiner Verwandten gerufen hat.

Der Abschied eines ehrwürdigen Greises, der der Welt ohne Geräusche und ohne eigennützige Sorge, für seine eigne Unsterblichkeit, bis auf die letzten Augenblicke seines Lebens wichtige Dienste, durch seine Gelehrsamkeit, durch seinen Unterricht, und durch sein erbauliches Beyspiel geleistet hat, ist ein Verlust für das gemeine Wesen, den jeder Patriot zu beklagen Ursache hat; und meine Leser werden mir es vergeben, wenn ich sie itzt, da wir einen H** verlohren haben, an diese Pflicht erinnere. Doch diese Pflicht, so nöthig sie auch ist, soll mich itzt nicht allein beschäftigen. Ich will zu den zwoen Freundinnen zurückkehren, die in dem Alter der blühendsten Jugend sind aus der Welt gerufen worden; und hier will

ich

ich die Jünglinge lehren, daß ein früher Tod ein Glück sey.

Man empöre sich nicht wider meinen Satz, ohne seine Gränzen zu kennen. Das Leben ist ein Geschenk des Himmels, und die lange Dauer eines glücklichen Lebens, eine versprochene Belohnung der Tugendhaften. Allein dieses bestreitet mein Satz nicht; ich bin nicht gesonnen, die Menschen mit Verdruß und Widerwillen gegen das Leben zu erfüllen, sondern Jünglinge bey dem Verlust desselben zu trösten.

Wir leben um zu sterben, und die Welt ist nicht nur die große Strasse, über welche die Menschen nach dem unendlich glücklich- oder unglücklichen Aufenthalte zueilen, welchen sie sich durch ihre Handlungen erwählet haben. Man mag also den Aufenthalt auf der Welt noch von einer so vor-

theil-

theilhaften und anzüglichen Seite ansehen, so wird man nicht läugnen können, daß er nur eine Verzögerung unsers Hauptzweckes sey.

Der Wunsch nach einem langen Leben entsteht daher entweder aus einem Bewustseyn unsrer vorsetzlichen Unvollkommenheit, und aus einer gerechten Furcht, vor die Strafen solcher Uebertrettungen, die wir nicht aufhören wollen zu wiederholen, oder aus einer gewissen Bequemlichkeit, die uns alle Veränderungen schrecklich vorstellet. Beyde Ursachen sind nicht erheblich, und die erstere ist sogar strafbar.

Wenn man aber glaubt, daß der Wunsch nach einem langen Leben wichtig für uns sey, so muß man nie die Gefährten betrachtet haben, die sich zu dem Menschen bey seiner Geburt gesellen, und ihn bis in

den

den Tod begleiten. Der Mensch ist, so lange er lebt, nie vollkommen glücklich; Der Reiche und der Arme, der König und der Bauer, werden täglich erinnert, daß sie Menschen sind: schmerzhafte Krankheiten, innerliche Unruhen, der Tod unserer Freunde, die Untreue anderer, vergällen das bequemste Leben, und unterbrechen den Genuß des ruhigsten Glücks. Je länger der Mensch lebet, je mehr solche Abwechslungen des Glücks hat er zu erwarten. Sein Körper wird mit der Zeit stumpf, und läßt ihn die Folgen des Gebrauchs empfinden; sein Geist selbst wird die Munterkeit verlieren, seine Freunde, mit denen er zu leben gewohnt war, werden von dem Tode gerufen, ihn zu verlassen genöthiget, er wird nach und nach in eine ihm unbekannte Gesellschaft versetzt, und zur Einsamkeit verstossen. Alsdenn wird er sein Leben für eine Last halten, und dennoch wird die Gewohn=

wohnheit ihm den Wunsch, es zu erhalten, mitten unter den grösten Beschwerlichkeiten auspressen. Er wird auf sein vergangenes Leben mit Traurigkeit zurück sehen, und die Schwäche seines Alters mit der Stärke seiner Jugend, die Munterkeit seines Geistes mit der jetzigen Abnahme desselben vergleichen. Er wird eine Menge Handlungen in seinem vergangenen Leben finden, die er, wo nicht gar verabscheuen, dennoch bereuen wird, bey welchen ihm sein Ehrgeitz betrog, die Wollust verführte, oder der Geitz das Gefühl des Unrechts raubte. Eine Anzahl trauriger Erfahrungen, die er über die Treulosigkeit der Menschen mit seinem eigenen Schaden gemacht hat, wird ihm das Vertrauen gegen andre, und die Lindrung des freundschaftlichen Mitleidens rauben, und zugleich die Schmerzen des Alters, welches die gefährlichste Krankheit ist, doppelt empfinden lassen. Endlich wird ihn

die Wahrscheinlichkeit eines nahen Todes, welche bey ihm mit jeden durchlebten Tage wächset, beunruhigen, und die gewisse Erwartung desselben wird die uns allen natürliche Furcht vermehren.

Die Sorgen bejahrter Menschen sind auch nur selten auf ihre eigne Person eingeschränket; der gröste Theil von ihnen sind, Väter, Ehegatten, oder in öffentliche Geschäfte verwickelt. Der Vater zittert über die Ungewißheit des Schicksals, welches seine Kinder erfahren werden: Die Mutter verläßt sie mit Angst aus ihren Armen, der zärtliche Gatte empfindet schon im voraus die Schmerzen, die sein Abschied bey den Zurückgelassenen erregen wird.

Der Mann in Geschäften, der entweder das allgemeine Beste zu befördern, oder durch eine verdiente Unsterblichkeit seiner

Ehr-

Ehrgeitz besänftigen will, wird bekümmert, wenn er an den ungewissen Ausgang einer angefangenen Unternehmung gedenket.

Selbst die Laster, die durch eine dauerhafte Gewohnheit eine größere Macht über die Herzen der Menschen bekommen haben, machen den Tod in dem späten Alter viel bitterer, als er es in früheren Jahren gewesen wäre. Der Geitzige erschrickt bey den Gedanken des Todes, da er vorher sieht, daß er in eben dem Augenblick, in welchem seine Seele den Körper verläßt, auch den Besitz seiner Thaler, seines großen Gutes, verlieren, und die Herrschaft derselben einem vielleicht verschwenderischen Erben überlassen müsse, der diese kostbare Sammlung in kurzer Zeit zerstreuen werde. Der prächtige Wollüstige flieht dies Andenken einer solchen Zeit, in welcher er aufhören wird, sich in unzählbaren Kleidern zu vervielfälti-

 gen,

gen, oder in einer Reihe einsamer Zimmer zu verirren, und viele bereitwillige Diener närrisch zu strafen, oder mit nichtswürdigen Kleinigkeiten zu beschäftigen.

Der Ehrsüchtige schämet sich zu sterben, weil der Tod bey seinen Befehlen keine Ordnung des Ranges beobachtet. Alle diese eingewurzelten Schwachheiten vermehren das Schrecken des Todes mit einem jeden Jahre, in welchem sie sich befestigen.

Der Tod eines Jünglings ist aus allen diesen Betrachtungen leichter. Die langsamen fürchterlichen Vorbereitungen, die sich durch eine merkliche Abnahme der Kräfte des Geistes und des Körpers äussern, beunruhigen nur selben in einem Alter, bey welchen sie sich ordentlich noch zu vermehren pflegen. Der Jüngling hat sich oft nur jugendlichen Unsinnes, und keiner überlegten Boßheiten zu

beschuldigen: Er ist noch über sein Schicksal zweifelhaft, und fürchtet vielleicht die folgenden Jahre mehr, als daß er sie hoffet. Der Eintritt in die Welt ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden, die ihn ermüden, und den Genuß des Lebens unschmackhafter machen, als er bey denen zu seyn pflegt, die ihr Glück schon allbereit befestiget haben. Sein Sterbebette wird nicht mit den Thränen einer trostlosen Wittwe, oder unglücklicher Kinder benetzt, die sein Abschied zu der Gefahr des Hungers verstößt. Die Leidenschaften des Jünglings, da sie mehr von der Hitze des Blutes, und dem Uebermaaße der Kräfte, als von einer gemäßigten Ueberlegung entstehen, und sein Herz noch nicht durch die dauerhafte Gewohnheit zu den Lastern abgehärtet ist, sind lange nicht so stark und mächtig, ob sie gleich heftig sind; sie gleichen den Wellen, die mit eben der Gewalt fallen, mit welcher sie gestiegen waren.

Und wenn man den Tod als ein Mittel betrachtet, durch welches wir in den Besitz eines dauerhaften Glücks gesetzt werden; so ist ein frühzeitiger Tod die gröste Wohlthat die wir wünschen können. Wir entgehen dadurch den Gefährlichkeiten, die mit den Leben verbunden sind, und genießt die Vorzüge des Lebens, die in der Jugend am stärksten sind, ohne die Beschwerlichkeiten desselben zu fühlen.

Aber eben so viel Reitzungen ein jugendlicher Tod für diejenigen hat, die nach der Ordnung der Natur von dem Schauplatz der Welt abgerufen werden, eben so viel schröckliches muß er vor die Brüder eines Lovelace haben, die, nachdem sie ihre jugendlichen Kräfte auf das unverantwortlichste verschwendet, und noch die entfernten Plagen des Alters durch ihre Ausschweifungen zu ihrer Jugend herabgenöthiget haben, und nun im

Be=

Begriff sind, die Strafen des Selbstmords durch den Tod anzufangen. Für diese, da sie ein schröckliches Schicksal erwartet, ist der Tod das Ende ihres Glücks, und der Anfang der grösten Martern.

Der Tod und die Religion haben in diesem Stücke gleiche Schicksale; man fliehet sie, weil man sie nicht kennet. Die Menschen halten die Unwissenheit über die Beschaffenheit des Todes für eine Art der Erhaltung ihres Lebens; sie würden einen grossen Theil der Furcht vor dem Tode, und der Achtung gegen das Leben verlieren, wenn sie sich bemüheten, beyde mehr als dem Namen nach zu kennen.

Der Verlust des Lebens ist der Natur des Menschen unangenehm, und der Tod ist darum bitter, weil er mit der Liebe des Menschen zum Leben streitet. Aber, verschwindet etwan durch einen langen Genuß

des Lebens die Gefahr es zu verlieren, und verlieren wir dasjenige nicht dennoch, was wir späte verlieren?

Es ist eine alte Anmerkung, daß die Furcht, die man bey einem lange vorhergesehenen Unglück empfindet, meistentheils selbst die Beschwerlichkeiten desselben übersteiget. Ist aber wohl unser Leben etwas anders, als eine beständige Furcht, dasselbe zu verlieren. Und sollten also diejenigen, die nach wenigen Jahren von dieser Beschwerlichkeit einer unüberwindlichen Furcht befreyet werden, nicht vielmehr die Kürze des Lebens für eine Wohlthat ansehen? Ein gewisser alter Weltweiser, der eine lange Reihe von Jahren durchlebt hatte, antwortete einem Jünglinge, der ihn seines Alters wegen glücklich prieß: Nicht allemal ist der Alte seines Alters wegen glücklich; ein langes Leben, welches man übel gebraucht hat, ist eine große Thorheit, und nur das Alter des Weisen ist ein Glück.

Der

Der Patriot.

Virtus repulsæ nescia sordidæ in
Contaminatis fulget honoribus,
Nec sumit, aut ponit secures
Arbitrio popularis auræ.

HORAT.

Ich will den ehrwürdigen Mann schildern, der den erhabensten Namen verdient, welchen ein Sterblicher tragen kann. Einen Namen, der die Ehre eines Königs, zu erhöhen, und den Preiß eines Weisen zu adeln fähig ist, den Patrioten, oder den guten Bürger.

Du, o göttliche Tugend, und du unschätzbare Freyheit, beseelet mein Einbildungskraft mit euerm himmlischen Feuer.

Führet mich selbst auf die Bahn, die dieser Tugendhafte zur Ehre der Menschheit betritt. Lasset mich von seiner ersten Jugend an seine ruhmwürdigen Triebe, und alle seine erhabnen Regungen verfolgen, bis auf den Augenblick, da er sein mühsames aber ehrenvolles Leben mit einer Ewigkeit verwechselt, die seine hier vielleicht unerkannte und ungeprießne, vielleicht verfolgte Tugend, mit unendlichen Glückseligkeiten belohnen wird.

In der Wiege schon haben ihn der segnende Vater, und die dem Himmel dankende Mutter dem Vaterlande geheiligt. „Sey uns gegrüßet, allerliebstes Geschenke „des Himmels, der dich uns zu der süssesten Freude, und zu der theuersten Sorge gegeben hat. Dich sollen wir zu einem würdigen Bürger der Erde, des Staates, und des Himmels, bereiten. Es soll

„die=

„dieses unsere vornehmste Bemühung seyn.
„Sey dem Himmel geheiligt, und dem Va-
„terlande. Der Allmächtige selbst spreche
„sein gnädiges Es geschehe dazu.

Mit der zärtlichsten Sorgfalt ist sein noch junges Herz zu dieser erhabnen Bestimmung gebildet worden. Ehrerbietiger Gehorsam gegen seine Aeltern, war die erste Tugend die sie ihm einflösseten. Sie machten dieselbe in dem für andere Bewegründe noch allzuschwachen Gemüthe zu dem Grunde aller übrigen, und glaubten, daß dieses die erste Tugend eines Bürgers sey, wohl zu gehorchen. Sie wußten, daß derjenige den Gesetzen nie gehorchen werde, der nicht gewöhnet worden ist, die Befehle seiner Aeltern heiliglich zu beobachten.

Durch ihre Beyspiele und durch ihre weisen Lehren ward er frühe zu der Bescheidenheit, zu der Mässigkeit, zu der Frömmigkeit und zu allen übrigen Tugenden, die

wie den rechtschafnen Menschen, also auch den guten Bürger ausmachen, angeführet. Insbesondre aber ward ihm eine lebhafte Ueberzeugung der Gleichheit, die zwischen den höchsten und niedrigsten der Menschen herrschet, eingepflanzet. Es war dadurch in seiner Seele ein erhabner Stolz erwecket, der ihn bis zu dem höchsten seiner Mitbürger erhob; und eine noch erhabne Demuth, die den letzten derselben in seinen Augen eben so groß machte als den ersten, und eben so beträchtlich als sich selbst. Er sah sich dadurch weder zu groß zum Gehorchen, noch zu klein zum Befehlen.

Aus dieser reinen Quelle, und aus seinem vortreflichen Herzen, floß die Billigkeit die alle seine Triebe beseelet. Weit entfernet sich zu erlauben, sich selbst zu dem Mittelpuncte aller seiner Handlungen zu

machen,

machen, ward er frühe gewöhnet, an anderer Glückseligkeit ein eben so reitzendes Vergnügen zu finden, als an seiner eigenen. Er war als ein Knabe nie freudiger, als wann einem seiner Gespielen etwas vergnügliches wiederfuhr; und nie stolzer, als wenn er das Werkzeug dazu gewesen war.

In den feurigen Jünglingsjahren entwickelten und stärkten sich in ihm diese großmüthigen Gesinnungen. Er brannte schon von einer edeln Begierde, dieselben zu dem Wohl des Vaterlandes anzuwenden. Er verachtete die Wollüste und die Ergötzlichkeiten, die ihn von seiner erhabnen Bestimmung abhalten konnten. Er wählete sich edlere, und derselben würdigere Beschäftigungen. Mit einem stählernen Fleiße, und mit einer unersättlichen Lernbegierde widmete er die schönsten seiner Tage denen Erkenntnissen, die sein Herz adeln, und sei-

nen Geist zu dem Dienste der Welt und des Vaterlandes geschickt machen können. Er sah die Unwissenheit als die Quelle alles Uebels, und die Verachtung der Wissenschaft als das Kennzeichen des niederträchtigsten Geistes an.

In den Schulen der Weisen lernete er aus der bewunderungswürdigen Größe und und Vortrefflichkeit des Weltgebäudes, die Weisheit und die Güte des Schöpfers erkennen und verehren; sich wider alle ihn umgebende Reitze der falschen Ehre, der Reichthümer und der betrüglichen Staatskunst verwahren; die Samen und Grundsätze von Tugend und von der Gerechtigkeit, die in seinem edeln Herzen liegen, entwickeln, und zu der schönsten Blüthe bringen, die in dem männlichen Alter die vortrefflichsten Früchte zeugen sollte.

Mit einem aufmerksamen Auge durchwanderte er die Geschichte der alten und der neuen Völker. Er forschete darinnen nach den Beyspielen von Tugend und Laster, und nach den Ursachen der Aufnahme und des Verfalls der Staaten. So erwarb er sich eine Erfahrung die dem Alter zuvorkam, und ward gleichsam ein Greiß in den Jünglingsjahren.

In den Gesetzbüchern der Völker, und in den Schriften der Rechtsgelehrten und der Staatsleute, suchet er die Grundsätze und die Mittel, welche die innere Ruhe des Vaterlandes, die Blüthe und den Wohlstand der Bürger und die äusserliche Sicherheit derselben zu erzeugen und zu befestigen am bequemsten sind. Mit der äussersten Sorgfalt spürete er allen demjenigen nach, was die Handelschaft, die Gewerbe, die Künste, die Wissenschaften und den

Feldbau blühend, den Bürger tugendhaft, die Familien glücklich, und den Staat vollkommen machen kann.

Mit nicht geringerm Fleiße erforschete und erwog er die Schicksale des Staates, die Veränderungen so derselbe erlitten hat, die Sitten und die Gemüthsart seiner Bürger, desselben gegenwärtige innere Umstände, und äusserliches Verhältniß mit den Benachbarten; dessen Stärke und Schwachheiten, Vortheile und Gebrechen.

Durch solche eines edeln Geistes würdige Bemühungen gewöhnete und bereitete er sich zu den schweren und wichtigen Arbeiten, die ihm der Himmel zum Besten des Vaterlandes auferlegen würde. Dadurch lernete er das Gewicht und die Größe derselben ermessen, keine Schwierigkeiten und Hindernisse scheuen, und sich mit der Last,

die

die seine Schultern erwartet, befreunden.

Nun erscheinet der entscheidende Zeitpunct, da er seine glänzende Bahn der Ehre und Tugend betretten soll. Mit einer bescheidenen Zuversicht begiebt er sich auf einen Kampfsplatz, wo ihn tausend Gefahren umringen, wo tausend Feinde der Tugend und der Ehrlichkeit auf ihn lauern, und wo unzähliche Reitze ihn von dem öden Pfade der Rechtschaffenheit auf die bevölkerten Irrwege der Verderbniß locken.

Hier schmeichelt ihm die falsche Ehre, die keine Gesetze kennet, mit Würden, die ihn über alle seine Mitbürger weit erheben; und mit dem Beyfall des flüchtigen Volkes, den sie ihm als die höchste Glückseligkeit vormalet. Dorten bieten sich ihm Schätze an, die ihm versprechen, seiner und seiner

Nachkömmlinge Glück auf viele Geschlechter fortdaurend zu machen. Mit ihren süssesten Vergnügungen suchet ihn die lauschende Wollusten ihre gefährlichen Netze zu bestricken. Hier drohen ihm Uebermacht und Reichthum, mit der ganzen Anzahl der ihnen zur Ungerechtigkeit verkauften Clienten Sturz, Fall und beständige Unterdrückung; indem dorten der schleichende Neid und die niederträchtige Verleumdung in der Stille die vergifteten Waffen schmieden, womit sie seiner Ehre und seinem guten Namen tödtliche Streiche beyzubringen suchen. Alle diese und noch andere heimliche und öffentliche Feinde brauchen tausenderley Künste und Griffe, seine Unschuld und seine Tugend zu überraschen. Seine Eigenliebe, seine Fehler, ja seine Aufrichtigkeit und seine Gutmüthigkeit selbst, werden die Werkzeuge, womit seine Feind ihn am meisten zu verfolgen suchen.

Unter allen diesen Gefahren zeigt er sich indessen wie ein Held mitten in einem hitzigen Treffen; unerschrocken durch seine Tugend, und durch den Schutz des Himmels unbesieget. Seine edle Seele, die keine Ehre kennet, als die, welche aus der Tugend und aus der Rechtschaffenheit quillt, ist so unfühlbar für Würden und Beyfall, die ihn nur entehren würden, wenn er sie durch niederträchtige Mittel erlangen sollte, wie für übelerworbene Schätze und für Wollüste, deren Süßigkeiten durch die erhabnen Beschäftigungen seines dem Vaterlande geheiligten Lebens weit an wahrer Vergnüglichkeit überwogen werden. Die zusammen geschworne Macht aller Feinde der Redlichkeit und der Tugend, ist nicht vermögend, sein großes Herz zu erschüttern.

In allen seinen Handlungen suchet er nichts, als den Beyfall des Himmels, die

Glückseligkeit der Menschen, und das die Ausübung der Tugend dem Tugendhaften in so reichem Mase gewähret, und das die Ungerechtigkeit der Welt ihm zu rauben nicht vermögend ist.

Mit unverwandten Augen siehet er immer auf die heiligen Grundgesetze der Gerechtigkeit, und der Weisheit. Er verabscheuet eine jede Regung die denselben zuwiderläuft. Neben diesen ewigen Gesetzen des Himmels ist das allgemeine Beste des Staates der Mittelpunct aller seiner Handlungen und Rathschläge. Er kennet kein Wohl und keinen Vortheil, die davon gesondert werden könnten. Er ist allzu überzeuget, daß wenn es dem Ganzen wohl gehet, es auch einem jeden Theile wohl gehen müsse. Er würde sich unglückselig schätzen, wenn er auch den grösten Vortheil zu erhalten, seinem Nächsten ein Unrecht

zufügen, oder das Wohl des Vaterlandes hintansetzen müßte. Das gröste Gut würde alsdenn aufhören für ihn ein Gut zu seyn.

Wie er die erste Stuffe der Ehren mit Unschuld betretten, und dazu keine andere Künste gebraucht hat, als sich derselben würdig zu zeigen, so verachtet er alle unwürdigen Wege, die List und Ehrgeitz sich zu erheben ersonnen haben. Das schmeichelhafte betriegerische Lächeln, womit ein falscher Demagoge die kleinen Seelen ausser sich selbst setzet und fesselt; der niederträchtige Stolz, womit ein mächtiger Zwingherr den schwachen Clienten schröcket, scheinen ihm beständig seiner unwürdig; und die Schätze, die ein ungerechter Orgetorix unter die schlimmen und gewissenlosen Bürger als Preise der Sclaverey austheilet, läßt er lieber zum Behufe der Dürftigen und

Elenden in milden Strömen fließen. Er hielte es sich zur Unehre ein Schmeichler des Volkes, und ein Schmeichler der Grossen zu seyn. Er hält es sich für rühmlich den Tadel zu verdienen, womit der scheinbare Redner der Quiriten den würdigen Rechtsgelehrten Servius Sulpicius beleget hat. * Eine solche Ahndung sieht er als die schönste Lobrede seiner Aufführung an. Ein Sclave, der fähig ist zu denken, wie Servius Sulpicius, ist in seinen Augen größer,

* Ich habe dir oft gesagt, o Servius, (sagt Cicero zu diesem vortrefflichen Römer) du verstehest es nicht, dich um den Consulat zu bewerben; und bey demjenigen was du immer mit dem standhaftesten und männlichsten Muthe gethan und geredet hast, habe ich dich oft erinnert, ich finde an dir eher einen rechtschaffenen Senator, als einen klugen Competenten des Consulats. Cic. pro Muræna.

grösser, als ein alle Lehren seines schlauen Bruders * ausübender Cicero.

Wie für sich selbst, so denket er auch in Betrachtung anderer. Einem Unwürdigen zu einer Beförderung behülflich zu seyn, hält er für ein Verbrechen, für eine wahre Untreue gegen den Staat. Die Seini-

* Der Bruder des römischen Redners hat an diesen eine sehr merkwürdige Abhandlung von der Bewerbung um den Consulat, de petitione consolatus, geschrieben. Diese enthält eine ausführliche Beschreibung der das damalige Rom beherrschenden Verderbnisse der Künste, womit sich der Ehrgeitz dieselben zu Nutze gemacht hat, und vielleicht aller derjenigen Griffe, deren man sich nun in Republiken bedienet, die kaum verdienen mit den schlechtesten Municipalstädten des römischen Staates in Vergleichung gesetzet zu werden.

gen, ohne Achtung auf deren Fähigkeit, zu würdigern gebührenden Ehrenstellen und Bedienungen erheben, oder seine Clienten befödern um ihre Dienste zu bezahlen, oder sie zu Werkzeugen seiner Absichten zu machen, ist bey ihm ein so großes Vergehen, als Bestehlung des gemeinen Gutes und als Hochverrath.

So wenig als der blendende Ehrgeiß, so wenig hat die niedrige Ungerechtigkeit sein edles Herz beflecket. Er sieht sich auf dem Richterstuhle in einem Character, der ihn zittern machet. An GOttes Statt der Vertheidiger der Unschuld, der Bestrafer des Lasters, der Belohner der Tugend, der Vater der Waisen und der Beschützer der Wittwen zu seyn, ist in seinem Sinne die schwereste Pflicht die einem Sterblichen auferleget werden kann. Die Ehre des Bürgers, die Güter desselben, dessen Ruhe,

sind

sind ihm anvertraute Heiligthümer, die er anderst nicht, als mit einem ehrfurchtsvollen Schauer betrachtet. Er behandelt dieselben mit der äussersten Behutsamkeit, und mit der zärtlichsten Sorgfalt deren er fähig ist. Er verbannet aus seinem Herzen alle Vorurtheile, die sein Gewissen überraschen, und alle Leidenschaften, die seine Sinne verblenden könnten. Es verschwinden alsdann die Macht, das Ansehen, und die Verdienste des Großen, vor dem Rechte des niedrigsten und des letzten seiner Mitbürger; und die gute Sache seines ärgsten Feindes besieget die Zärtlichkeit gegen seinen vertrautesten Freund.

In seiner Jugend hat er mit einer ruhmwürdigen Neubegierde allem demjenigen nachgeforschet, was Menschen glücklich und Staaten blühend machen kann. Nun ist er unermüdet, seine Kenntnisse zu dem Be-

sten des Vaterlandes anzuwenden. Er kennet den Einfluß, den die Wissenschaften in die Glückseligkeit des Lebens haben. Er ist unendlich weit entfernet von der Barbarey der Ostrogothen, der alle Vortheile nur nach den Procenten schätzet, und der dem sich erniedrigenden Gelehrten nur darum den Zutritt gönnet, weil er sich zu einem verächtlichen Werkzeuge seiner Leidenschaften, und seines Eigennutzes gebrauchen läßt. Einen solchen Aftergelehrten, deren es leider nur allzu viele giebt, siehet er an als einen unglücklichen Abtrünnigen aus der Schule der Weisheit, als des Namens eines Gelehrten unwürdig, als einen gefallenen Engel. Die wahre Gelehrsamkeit hingegen verehret er als eines der kostbarsten Geschenke des Himmels, als die Quelle undenklicher Glückseligkeiten, und als das Mittel alle menschlichen Künste, Gewerbe und Stände vollkommner zu machen. Er

hält

hält es sich deßhalben zur Ehre, ein Beschützer und Vertheidiger derselben zu seyn, und glaubet dem Vaterlande nie wirklichere Dienste zu leisten, als wann er etwas zu der Beförderung derselben beyträgt. Er bedauret mit einer ausdrücklichen Wehmuth das Loos der Staaten, wo dieselbe verbannet, unterdrücket, und verachtet ist. Er kennet kein untrügliches Merkmal der Barbarey, und des Verfalls eines gemeinen Wesens. *

* Der Zustand eines Landes, wo die Gelehrsamkeit in einer schlechten Achtung ist, und die Empfindungen die derselbe erwecken soll, sind lebhaft beschrieben von dem berühmten baselischen Rechtsgelehrten, Herrn Johann Rudolf Iselin, in seiner Antrittsrede. Diese Stelle ist allzuschön und allzumerkwürdig, als daß man nicht hoffen sollte, sich durch die auch schwa-

Eine gleiche Sinnesart heget er gegen Künste, Handwerke, Gewerbe, und gegen die Handelschaft. Er verehret dieselben als hauptsächliche Quellen des öffentlichen Wohlstandes, und der Emsigkeit die nie genug gepriesen werden kann, weil sie den Müssiggang,

schwache, und der Schönheit des Urstückes bey weitem nicht beykommende Uebersetzung derselben, um alle diejenigen Liebhaber verdient zu machen, die der lateinischen Sprache nicht kündig sind. Hier ist sie: „Ehe ich meine Stelle antrat, trachtete ich das „Land zu erforschen, das ich in der „Zukunft bewohnen sollte. Ich suchte „mich mit dessen Einwohnern, Sitten und Gesetzen bekannt zu machen, „und mir einen Entwurf meiner zukünftigen Aufführung zu bilden. „Urtheilet, hochansehnliche Zuhörer, „wie bestürzt ich gewesen seyn soll,

„da

siggang, den Ursprung alles Uebels, hemmet. Alles, was dieselben verbessern kann, ist als ein höchstschätzbares Mittel, der Blüthe des Staates ein Gegenstand seiner zärtlichsten Besorgniß und Gewogenheit.

Ueber

„da ich unsere Hörsäle beynahe öde, „die schönen Wissenschaften selbst bey „unsern Mitbürgern verachtet, und „fast keine Erkenntniß geschätzet sah! „Da ich bemerkte, daß auch von de„nen selbst, denen das Steuerruder „unsers Staates anvertrauet ist, we„der durch Ehre noch durch Beloh„nungen, die Gelehrsamkeit ange„frischet und aufgemuntert werde. „Da ich endlich aus der täglichen Er„fahrung lernete, daß bey uns nichts „mehr geehret sey, als Reichthum; „und daß keine Kunst die Achtung „unserer Mitbürger auf sich ziehe, als „die allein, die den niedrigen und

„uner

Ueber alles aber findet er den Feldbau seiner besondern Huld und Achtung würdig. In seinen unverblendeten Augen ist der von den meisten verachtete und gedrückte Stand, so sich damit beschäftigt, die Grundfeste der menschlichen Gesellschaft und des

Staa=

„unersättlichen Durst nach Golde zum
„Gegenstand hat. Geld, Bürger,
„Geld ist noth, Geld müßt ihr erst
„erwerben;
„Die Tugend weicht der Münz.
„Stellt euch hochansehnliche Zuhörer,
„vor, mit welch einem niedergeschlagenen Gemüthe ich die mir aufgetragene Bürde über mich nehme.
„Ich würde, ich gestehe es frey, an
„dem Erfolge aller meiner Mühen
„verzweifeln, wenn ich nicht auf Euch,
„durch den Ruhm eurer Gelehrheit
„und eurer Verdienste, höchstschatzbare Männer! alle meine Hoffnung

„und

Staates. Er glaubet also, daß der Regent nie zärtlich genug für das Wohl, für die Begünstigung und für die Aufmunterung desselben besorget seyn könne.

Da

„und alles mein Vertrauen gesetzt „hätte. Ich bitte euch also so inständig „als ich immer kann, ich beschwöre „Euch bey allem was Euch, wie allen Tugendhaften, am liebsten ist, „bey dem Heile des Staates, und „der hohen Schule selbst; gebet nicht „mehr zu, daß die Wissenschaften so „sehr verachtet und mißkennet wer„den. Vertreibet aus den Gemüthern „der Bürger die traurigen Vorur„theile, die unsern Staat beflecken. „Bestrebet euch auf das nachdrück„lichste, die Ehre und den Glanz un„serer hohen Schule wieder herzustel„len. Zeiget, daß eine Republik nicht „bestehen kann, aus deren die schönen „Wissenschaften und die Gelehrsam„keit verbannet sind.

Da aus der Blüthe und aus dem richtigen Verhältnisse dieser vereinigten Stände die Vollkommenheit und die Glückseligkeit des gemeinen Wesens entstehet; so gehet alle seine Sorge dahin, jeden von denselben sonderbar so sehr zu verbessern als es möglich ist, und zwischen allen das zu dem Wohl des Vaterlandes erforderliche Gleichgewicht zu erhalten. Den einen mit Hintansetzung der andern begünstigen, hält er für eine Dummheit und für ein Verbrechen wider den Staat.

Selbst tugendhaft ist er überzeuget, daß die Tugend und die guten Sitten zu der Glückseligkeit des Vaterlandes unumgänglich sind. Er empfindet die glückselige Ordnung, welche die Tugend in seinem Herzen und in seinem Geiste wirket; wie könnte ihm verborgen seyn, welch eine erhabne und bewunderungswürdige Harmonie, und

welch ein nicht genug zu preisender Ruhstand durch der Bürger ihre in dem Staate verursacht werden müsse. Die tägliche Erfahrung belehret ihn, wie sehr die Leidenschaften, die Laster und die Verbrechen die Gemüther der Menschen, und die Verfassung des Staates zerrütten; wie Elend, Zerfall, Zwietracht, und eine unendliche Reihe der abscheulichsten Uebel aus diesen trüben Quellen fließen, und die Erde zu dem Schauplatze aller Greuel und aller Unthaten erniedrigen. Es ist deßhalben alles was in die Sitten einen Einfluß haben kann, ihm äusserst wichtig. Hier erkennet er nichts für gleichgiltig, und nichts für geringe. Pracht, Wollust, Weichlichkeit, Ueppigkeit, Habsucht, Ehrgeitz und andere Werkzeuge und Folgen der Verderbniß verfolget er mit einem heroischen Muthe, und sinnet immer auf die kräftigsten Mittel,

die denselben entgegengesetzten Tugenden in die Herzen der Bürger zu pflanzen.

Die Religion siehet er als das Vornehmste derselben an. Da sie das Göttliche Ebenbild in dem Menschen wieder herstellet und entwikelt, da sie denselben zu einer glückseligen Ewigkeit bereitet; bildet sie auch in ihm den guten Bürger, und das nützliche Mitglied der Gesellschaft, durch die gleichen übernatürlichen und göttlichen Kräfte. Er wünschet also nichts so sehnlich, als dieselbe aller Herzen einzuprägen, und in allen Gemüthern wirksam zu machen. Zu dem Ende arbeitet er mit unermüdetem Fleisse an der zwischen dem Staate und der Kirche so nöthigen Harmonie. Er weiß, daß kein gemeines Wesen wahrhaftig glücklich seyn kann, wo nicht in der Kirche die wahre Gottesfurcht blühet; und daß diese, wenn die geziemende

Ord=

Ordnung darinnen nicht unterhalten wird, unmöglich bestehen könne.

Die bürgerliche Freyheit, die Seele des Staates, die in der durchgängigen Gleichheit der Bürger zu dem Genusse der Glückseligkeit, in Behauptung der Ordnung, die das allgemeine Beste erfodert, und in heiliger Beobachtung der dahin abzweckenden Gesetze bestehet; diese bürgerliche Freyheit hält er für das erhabenste Vorrecht, das er als ein Burger geneußt; und für ein ihm anvertrautes Heiligthum, das er wie seinen Augapfel verwahren soll. Ihn schröcket weder die Ungebundenheit des nach der Anarchie strebenden, und Ausgelassenheit für Freyheit ansehenden Pöbels, noch der herrschsüchtige Stolz der nach der Oligarchie schnappenden Mächtigen. Beyden widerstehet er als für das Vaterland gleich furchtbaren Feinden mit einem wahren Heldenmuthe.

Er hat seit dem ersten Augenblicke an, da er sich dem Dienste des Staates gewidmet hat, den Schlimmen und Ungerechten, oder vielmehr ihren Lastern und ihren verderblichen Absichten, einen ewigen Krieg angekündet. Diesem durch eine niedrige Versöhnung mit den Feinden desselben entsagen, wäre für ihn ein Verbrechen, das sein ruhmvolles Leben mit unauslöschlicher Schande beflecken, und alle seine Tugenden auf einmal zernichten würde. Sollte er auch immer unterliegen; sollten auch Boßheit, Ungerechtigkeit und Tyranney, durch ihre unglückselige Uebermacht in jedem Kampfe, über seine Tugend und seine redlichen Absichten siegen; so wird er doch nicht müde werden, einen so rühmlichen Streit fortzuführen, und bis auf den letzten Odemzug für die gute Sache zu kämpfen.

So durchlebet er die mühsamen Tage, die ihm der Himmel schenket. In dem Dienste anderer verzehret er seine Kräfte. Um seine erhabnen Pflichten allein besorget, widmet er der süßen Ruhe, und den herzerquickenden Freuden nur die Stunden, die ihm der Staat übrig läßt. Und diese Freuden schöpfet er allein aus dem Umgange tugendhafter und würdiger Freunde, aus den Lehren der Weisheit, aus den Schriften der Dichter, und aus den trostreichen Büchern der Religion.

Dieses sind seine erhabnen Vorbereitungen zu einem bessern Leben. Ohne Furcht siehet er die Stunde heranrücken, die seine edle Seele in dasselbe versetzen soll. Ohne Zittern siehet er dem Schröcken aller Schröcken entgegen, und voll heiliger Zuversicht wirft er sich in den Schoos der göttlichen Gnade. In dem Augenblicke seiner Be-

freyung umgeben triumphirende Engel, die ehemals auf dieser Erden als Patrioten und als tugendhafte Bürger Völker glückselig gemacht hatten, sein Sterbbette, und führen den unschuldigen Geist frohlockend vor dem Thron des allgemeinen Vaters, wo er als ein getreuer Knecht die Belohnung seiner Tugend, und die Vergeltung seiner Mühen in reichem Masse erhalten wird.

Der

Der Antipatriot

An den

Verfasser des Patrioten.

Nemo malus felix.

JUVENALIS.

Mit kühnem und löblichem Muthe hast du es gewaget den Guten zu schildern; du hofftest ohne Zweifel die Herzen, in denen die heiligen Funken des angebohrnen Adels noch nicht erloschen sind, zu der Liebe der Tugend, und zu einer erhabnen Seele würdigen Nacheiferung anzuflammen. Von eben dem Eifer angefeuert, will ich nun das Bild des Schlimmen entwerfen. Die häßlichen Züge der Verderbniß, mit ihren natürlichen Farben geschildert, werden auch vielleicht minder edle Seelen, die

bereits für die feinen Schönheiten der Tugend unfühlbar sind, abschröcken, einer so abscheulichen Tyrannin ihr Leben, das sie GOtt, der Tugend und dem Vaterlande schuldig sind, aufzuopfern. Vielleicht wird dadurch mancher, der schon auf der Bahn des Lasters, einer bessern Bestimmung würdig, dem Untergange entgegen eilte, schamroth seine unselige Blindheit erkennen, und sich aus dessen unwürdigen Banden in die Freyheit schwingen, für die seine edle Seele geschaffen war.

Ihn hat keine segnende Stimme der Aeltern, dem Himmel noch dem Vaterlande geweihet. Sey groß, sey reich, sey vornehm, waren die ersten Wünsche des Vaters, womit er ihn bewillkommete; und die erste Sorge der Mutter war ihn zu verzärteln, und ein artiges Kind aus ihm zu bilden. Ohne Absichten auf die erhabne

Bestimmung des Menschen, ließen sie den verwöhnten Knaben aufwachsen. Bey Zeiten ward er gewöhnet sich von andern zu unterscheiden, und zu empfinden, wie weit er über dieselben erhoben seyn sollte. Ehe er eines vernünftigen Begriffes fähig war, ward schon seine zarte Seele mit Bewunderung und Verehrung der Reichthümer, der Pracht, der falschen Größe, und alles dessen was in den Herzen die Saamen der Tugend ersticken kann, erfüllet.

Sein vielleicht edles, vielleicht menschenfreundliches Gemüth ward schon in den früheſten Jahren mit dem Gifte des Hochmuthes, des Geitzes, der Eigenheit und anderer unbürgerlicher Laster angestecket, ehe noch die Liebe, die Demuth und die Güte, in demselben sich zu äussern die glückseligen Anläse bekommen hatten.

Mit dem Anwachse seiner Begriffe lernete er seine Begierden immer weiter ausdähnen. Seinen Mitbürger, den er durch die Güter des Glückes minder gesegnet sah, achtete er schon als ein Geschöpf von einer niedern Art. Die Größe und die Glückseligkeit anderer war schon für ihn eine beständige Quelle von Unruhen, und plagte seinen Geist mit der ausschweifendsten Sehnsucht nach allen Gütern die seinen Nächsten beglückten. Er bewunderte alles, er beneidete alles, er verlangte alles, ausser Tugend und Weisheit. Diese ward er gewöhnet mit gleichgültigen Augen anzusehen, und als Seltenheiten zu betrachten, die wie rare Medaillen nur in Cabinetten verwahret, nicht aber in dem gemeinen Handel und Wandel gebraucht zu werden bestimmet sind.

Das süße Vergnügen, anderer Glückseligkeit sich selbst durch eine menschenfreund-

schaftliche Theilnehmung zuzueignen, ist seiner Seele immer fremde geblieben; und das Gute, so er seinem Nächsten zufälliger Weise gethan hat, nährte schon in seiner ersten Jugend nur den niederträchtigen Hochmuth, womit er sich berechtiget glaubet, sich über denselben zu erheben; wenn es nicht bereits ein Mittel war, seinen Geitz, seine Lüsternheit, oder seine Herrschsucht zu vergnügen.

Alle Stunden seiner heranblühenden und würdigern Beschäfftigungen bestimmten Jugend, die er den Ergötzlichkeiten, den Wollüsten, und den Zerstreuungen dieses schlüpfrigen Alters entreissen konnte, widmete er den Künsten und den Erkenntnissen, durch die er glaubete seine feurigen Begierden, groß, vornehm und reich zu werden, dereinst erfüllen zu können. Aus denen Wissenschaften, in welchen der Tugendhafte die Nahrung und

die Stärke seiner Rechtschaffenheit, seiner Redlichkeit und seiner Unschuld findet, sammelt er mit einer verderbten und flüchtigen Neugierde einige wenige Sätze, die sein mit Vorurtheilen geblendeter Verstand verkehrt fasset, und die sein verderbtes Herz vergiftet.

Diese Verderbnisse seines Verstandes und seines Herzens, und die Zerstreuung, darinnen ihn seine üppige und wollüstige Lebensart unterhält, halten vor ihm die Geheimnisse der Weisheit und den erhabnen Gebrauch der Wissenschaften verborgen. In dieser unseligen Blindheit verfehlet er, durch täuschende Irrlichter verleitet, die Bahn der Tugend, und erwirbt sich eine Erkenntniß, die trauriger und unseliger ist, als die schwärzesten Finsternisse der dichtesten Unwissenheit.

In den Schulen der Weisen achtet er nicht auf die erhabnen Merkmale der Größe,

der

der Güte, und der Weisheit des unendlichen Schöpfers, die sich in dem kleinsten Werke der Natur, wie in dem größesten, gleich bewunderungswürdig äussern; noch auf die großen Beweggründe zur Tugend und zur Rechtschaffenheit, welche aus denselben fließen. Er lernet nicht die in seiner Seele liegende Hoheit und Tugend bemerken, noch sich zu der großen Bestimmung, dazu der Schöpfer den Menschen erschaffen hat, würdiglich vorbereiten. Aus allem, was sein betäubtes Ohr von den vortreflichsten Lehren höret, fasset sein getäuschter Geist einig unselige Funken, die in seinem vergifteten Herzen alsobald zu Flammen von Freygeisterey und von Verderbniß werden.

Die Geschichtbücher der Reiche und der Republiken bieten seinem verdorbnen Herzen eine äusserst reitzende Nahrung dar. Er lernet darinnen dem so oft mit glücklichem

Er-

Erfolge gekrönten Laster die Kunst ab, die Tugend und die Unschuld zu hintergehen, und sich durch List, durch Betrug, und durch alle krummen Wege zu der Höhe zu erheben, die nur den Verdiensten gebühret.

Für ihn ist die Staatskunst nur die Geschicklichkeit, seine eigene Größe, Macht, und Hoheit zu befördern, und alle übrigen Mitbürger zu Werkzeugen davon zu machen. Diese lernet er von Machiavell, und auf diese gründet er seine Begriffe von Recht und Unrecht, und das ganze System seiner ungerechten Rechtsgelehrheit.

Um die ehemalige Schicksale des Staates bekümmert er sich eben weiter nicht, als um daraus ein Exempel zu ziehen, womit er seine schlimmen Absichten bemänteln kann. Dessen dießmalige Umstände, Schwachheit und Gebrechen, erforschet er desto fleißiger,

je mehr er hoffet, sich dieselben zu Nutzen machen zu können.

Mit diesen Waffen der Ungerechtigkeit, des Ehrgeitzes, und der Boßheit versehen, begiebt er sich unter dem Namen eines tüchtigen und würdigen Mannes in den Dienst des Vaterlandes. So hält er sich für würdig zu regieren, indem seine unglückselige Seele von unzählbaren Tyrannen beherrschet ist. Eine unersättliche Begierde nach Reichthümern, die unbändige Herrschsucht, die keine Schranken kennende Ehrbegierde, die niederträchtige Wollust mit ihrem ganzen Gefolge von Lastern und Widersprüchen, verfolgen ihn von der ersten Stuffe der Ehren an, bis zu dem Consulate.

In allen seinen Handlungen suchet er nichts als den Beyfall des flüchtigen Volkes, seinen eigenen Vortheil, eine Ehre, die eine wahre Schande ist, weil sie sich nicht

auf

auf Tugend gründet; und in allem diesem eine Glückseligkeit, die so eitel ist als der Grund auf dem sie beruhet, und die ein jeder widerwärtige Wind, und eine jede eigensinnige Veränderung des Volks zernichten kann.

Er mißkennet die heiligen Grundgesetze der Weisheit und der Gerechtigkeit; und da er sich selbst zu dem Mittelpuncte des Staates machet, so hat seine kleine Seele nicht den geringsten Begriff von einem allgemeinen Besten.

Dieses Wort lernet er indessen den Tugendhaften ab, und machet sich auch bey denen Anlässen, da er am meisten dawider handelt, damit vor den Augen des geblendeten Haufens groß. Unter dem Scheine der zärtlichsten Sorge für das Heil des Volkes bekämpft er das Vaterland selbst, und vereitelt die weisesten Vorschläge, die

von Patrioten aus der reinesten Liebe gegen das allgemeine Beste entworfen worden sind: Er weiß mit einer dädalischen Kunst den Eigennutzen der Schlimmen dem allgemeinen Guten als einen undurchdringlichen Schild entgegen zu setzen, und für den einfältigen Wohlgesinnten, Schatten von Vortheilen und Schaden herzuzaubern, welche die wahren Gestalten der Dinge verdringen, und an statt Wahrheit und Freyheit, Lüge und Sclaverey triumphiren machen. So wird sein und seiner Parthey Bestes das Beste des Staates, das Heil des Volkes, und die Stütze der allgemeinen Glückseligkeit. So erwirbt er sich bey den Einfältigen Verehrung, bey den Schwachen Furcht, und bey den Weisen Verachtung.

Wie seine Herrschsucht und seine Ehrbegierde keine Schranken und keine Gesetze kennen, so ist ihm auch kein Mittel zu nie-

drig,

drig, seine Würden und seine Ehrenstellen zu vermehren. Er nimmt zu diesem Ende, wie ein wahrer Proteus tausenderley Gestalten an. Meistens ist er in dem Anfange kriechend und demüthig. Gegen einen jeden schmeichelhaft, gewinnet er diesen mit Lob und Ehrenbezeugungen, die er ihm in seinem Herzen versaget; jenen mit einer scheinbaren Vertraulichkeit, womit er dessen einfältige Aufrichtigkeit hintergeht; einen andern mit einem betrügerischen Händedrücken, das er mit den liebreichen Blicken einer Freundschaft, die er gegen ihn nicht empfindet, begleitet. Er besitzet in dem höchsten Grade die niederträchtige Kunst, die Gedanken seines Herzens zu verläugnen. Allen redet er dasjenige, was er weiß, daß sie es gerne hören, und wodurch er sich verspricht, derselben Beyfall und Hochachtung zu erwerben. So bald er aber etwas erstarket ist, und anfängt mit eignen Schwingen zu

flie-

fliegen, so braucht er diese Künste nur gegen diejenigen, die er dessen nicht unwürdig achtet. Den geringsten, den verächtlichsten, und den ärmsten Haufen weiß er durch eine kluge Austheilung des Ueberflusses von seinen Reichthümern, und durch geschickt angewandte Belohnungen sich zuzueignen. Andere fesselt er durch Dienste, die er ihnen auf eine Art leistet, daß er sie durch die Entziehung derselben nach einem jeden Ungehorsam unglücklich machen kann. Die Schwachen machet er sich durch Drohungen zu Sclaven, und die Eigennützigen durch Versprechungen zu Freunden, oder vielmehr zu Mithaften, denn der Name eines Freundes ist für Schlimme allzuedel. Insbesondere trachtet er alle diejenigen zu vernichten und verhaßt zu machen, die ihm in dem Lichte stehen möchten; vor allen andern aber die Tugendhaften. Mit den Schlimmen kann er sich vereinigen, und Ansehen

und Gewalt theilen. Der Gute aber verabscheuet eine Gemeinschaft, und der Bürger wird unterdrücket; und vor ihm hält sich billig der Schlimme niemals gesichert, bis er ihn völlig unterdrücket hat.

In Betrachtung der Seinigen denket er auf die gleiche Weise, wie für sich selbsten. Er kennet in dem Staate nur seine Verwandten. Seine Familie machet für ihn eigentlich das Vaterland aus. Ihm angehören ist schon eine Eigenschaft, die zu allen Ehrenstellen und Bedienungen die erfoderliche Würdigkeit giebt; und seine Clienten erkennen an den Seinigen eben die Verdienste, die sie an ihm verehren. Mit einer gerechten Erkenntlichkeit weiß er dagegen auch dieselben mit Gegendiensten zu belohnen, die einer solchen Gefälligkeit würdig sind; oder auf solche Weise zu befördern, daß sie, theils ihm als Werkzeuge sei-

ner Absichten dienen, theils Plätze versitzen können, die durch Tugendhafte und Würdige zu seinem grösten Nachtheile besessen wurden.

Sein niederträchtiges Herz hat die erhabne Pflicht der Gerechtigkeit nie gekannt. Er hat die Grösse und die Wichtigkeit des Richteramtes nie empfunden. Er pochet darauf, daß er an GOttes statt auf dem Richterstuhle sitzet. Dieser große Character aber wirket bey ihm nichts als Hochmuth. Er ist unempfindlich gegen die gedrückte Unschuld, gleichgültig gegen die Tugend, ohne Abscheu vor dem Laster, unfühlbar für die betrübten Umstände der Wittwen und der Waisen, und auf nichts bedacht als sich selbst zu vergrößern und bereichern. Er sieht also das Richteramt anderst nicht an, als wie ein Mittel zu diesem unwürdigen Endzwecke zu gelangen. Alle seine Sprüche, alle

seine Entscheide fließen aus dieser unreinen Quelle. Recht ist, was ihm, den Seinigen, und seinen Clienten nützet: Unrecht, was ihnen schadet. Er hat weder vor göttlichen noch vor menschlichen Gesetzen die geringste Ehrfurcht. Er erkennet keine andern als die Begierden und Neigungen seines verdorbnen und ausschweifenden Herzens. Diese vergiften auch die gerechtesten und weisesten Sprüche, die sein unreiner Mund ertheilet, und machen die Gerechtigkeit selbst durch seine verdammliche Entweihung zur Ungerechtigkeit.

Sein übelgeartetes Herz hat das Große und Erhabne, das in den Wissenschaften liegt, niemals empfunden. Er hat die Gelehrheit niemals anderst kennen gelernet als wie ein Handwerk, dem man sich ergiebt um sein Stück Brod zu gewinnen. Er kennet sie nicht als die Lehrerinn der Tugend,

der

der Rechtschaffenheit, der Redlichkeit, der Standhaftigkeit, der guten Sitten, und aller derjenigen Künste, dadurch die menschliche Gesellschaft vollkommner und glückseliger gemachet wird. In diese Geheimnisse ist sein Geist niemals eingedrungen. Was er davon ungefehr gewahr worden ist, hat in ihm nur einen Haß wider die wahre Gelehrsamkeit erwecket, der eben so groß ist, als seine Furcht vor der falschen, die er mit allen ihren gefährlichen Folgen aus dem Grunde kennet, da sie das Werkzeug seiner verderblichen Absichten ist. Wie vor dem mit ihm gleich schlimm gearteten Gelehrten, so zittert er auch vor dem rechtschaffnen. Des erstern Boßheit ist ihm nicht so furchtbar, als des letztern Tugend. Er suchet daher beyde gleich verdächtig zu machen. Er schwärzet den verehrungswürdigen Character des Gelehrten eben so sehr an, als es die häßliche Gestalt des Aftergelehr-

gelehrten verdienet. Er suchet sowohl den einen als den andern aus dem Staate zu verbannen, und für ewig von allem Antheile an der Regierung auszuschließen. Der Gelehrte, ausgenommen derjenige, der unter seine Fahne geschworen hat, und sich vor seiner Hoheit gebührend zu schmiegen weiß, verdienet die Ehre nicht, ein Bürger zu heißen. Ein jeder seiner Gedanken ist ihm verdächtig, und jede seiner Meynungen ist ansteckend, seine Sinnesart ist unbiegsam, sein Hang nach der Freyheit sowohl in dem Denken als in dem Reden und Handeln ist unerträglich, seine Unerschrockenheit ist äusserst gefährlich, alles an ihm ist von uns andern unterschieden, er gehöret in ein ander Element, und soll sich also nicht unterstehen, mit uns in Gemeinschaft zu tretten.

Gegen die Künste, die Handwerke, die Gewerbe, die Handelschaft heget er eine Gleich-

gültigkeit, die eben so niederträchtig ist, als unumschränckt sein Eigennutzen. Er mißt den Werth aller dieser Dinge nach dem Einflusse, welchen dieselben in seine besondere Absichten haben. Er kennet keine andern Grundregeln seiner Handlungen. Wenn nur sein Gewerb, wenn nur seine Unternehmungen glücklich fortgehen, wenn nur seine und der Seinigen Felder grünen, was bekümmert er sich um die Saat; was bekümmert er sich um das Glück und um das Unglück seines Nachbarn? Wenn er für sich selbst gesorget hat, so hat er für alles gesorget. Wie sollte er nun die Mittel die Glückseligkeit und den Wohlstand durch Beförderung der Künste, der Handwerke, der Gewerbe und der Handelschaft in dem Staate gemein zu machen, besorget seyn? Er denket an nichts, als alle andern zu Handlangern seiner Bereicherung und seiner Größe zu machen. Anderer Glück-

seligkeit ist eine Hinderniß der seinigen. Er allein soll groß, er allein soll reich, er allein soll mächtig seyn. Die andern sind geschaffen ihm zu dienen; und sind nicht weiter wichtig, als in so ferne sie viel oder wenig Einfluß in seine eigenen Umstände haben. Die schönsten, die vortreflichsten, die nützlichsten Sachen haben in seinen Augen keinen andern Preiß; und sollte, was seine niederträchtigen Absichten nur im gerinsten hindert, die Glückseligkeit seines Vaterlandes auf ewig befestigen, so wird er Himmel und Erde bewegen, dasselbe zu hintertreiben.

Sein Herz, der Sitz der Wollust, der Ueppigkeit und des Eigennutzes, hat die Schönheit und die Vortreflichkeit der Tugend nie geschmecket. Lauter Begierde, lauter Unordnung, lauter Widerspruch, kann er sich die glückseligen Folgen, die aus Ordnung.

nung, aus Mässigung, aus Uebereinstimmung entstehen, unmöglich vorstellen. Er hält dieses alles für Träume der Geistlichen und der Weltweisen, die ihren Platz nirgendswo, als in einer platonischen Republik zu erwarten haben. Seine Lüste, seine Begierden, seine Leidenschaften sind die einzigen Triebe, die ihn beseelen. Diesen opfert er seine Pflichten, seine Eide, seiner Mitbürger und seines Vaterlandes Heil und Wohlfahrt ohne Scheu und ohne Gewissen auf. Der Staat selbst muß zu der Erfüllung seiner unreinen Triebe, die der gemeinen Wohlfart gewidmeten Schätze hergeben. Wie seine Clienten, so belohnet er auch die Gegenstände seiner niederträchtigen Wollüste aus dem gemeinen Gute. Hier gilt ihm alles gleich. Das zu dem Behufe der Armuth geheiligte, wird, wie das zu der Belohnung der Verdienste, und zu der Aufmunterung der Emsigkeit bestimmte, entweder ein Preiß der Sclaverey oder ein H** Lohn. Er

schämet sich nicht, der Beschützer der Kuppler und der Kupplerinnen, und der Vertheidiger der leichtfertigen Dirnen zu seyn. Sein Haus, das die Zuflucht der Unschuld, und ein Schauplatz guter Beyspiele seyn sollte, stehet diesem Gesindel beständig offen. Weit entfernet, sich solcher Unordnungen zu schämen, ist er stolz auf seine Laster, und rühmet sich seiner Verbrechen. Wie er nie beredter ist, als wenn er das gemeine Beste zum Behufe seiner verderblichen Absichten bekämpfet, so ist er nie witziger, als wenn er die Tugend lächerlich machet.

So wenig ihm das Heil des Vaterlandes angelegen ist, so wenig er sich um das Wohlseyn seines Mitbürgers bekümmert, so wenig er Ehrfurcht und Liebe für die Tugend heget, eben so wenig ist er besorget, dieselbe in dem Staate auszubreiten. Er scheuet im Gegentheil jeden Tugendhaften als einen Zeugen, der wider ihn auftritt, ihm seine Verbrechen

vorzu-

vorzuwerfen, und fürchtet denselben als einen Widerspenstigen, der unter seinem Joche seinen Nacken zu biegen versagen darf. Er empfindet wie schlecht sein Ansehen und wie gering seine Macht seyn würde, wenn Tugend, Unschuld und die damit verknüpfte Herzhaftigkeit und Liebe zur Freyheit bey den Bürgern gemein werden sollten. Er befürchtet nichts so sehr als die daraus entstehende Ruhe, Einigkeit und Liebe derselben; diese würden für ihn so gefährlich seyn, als glückselig für den Staat. Er ist deßhalben eben so weit entfernet dieselben zu begünstigen, und im Ernste an der Beförderung der guten Sitten, der Mäßigung, und der allgemeinen Ordnung zu arbeiten, so sehr er sich mit dem Scheine des Eifers, den er für dieselben bezeuget, bey den Einfältigen beliebt und verehrungswürdig zu machen trachtet.

Von derselben Art ist auch sein Eifer für die Religion. Da sein verkehrtes Herz mit der

er-

erhabnen Sittenlehre derselben in einem beständigen Widerspruche ist, siehet er solche nicht anders an, als wie eine Erfindung der Staatskunst, und als einen Zaum, womit Einfalt und Dummheit von der List nach ihren Absichten gelenket werden. So unfühlbar er für das Göttliche ist, das dieselbe auch bey den wildesten Gemüthern verehrungswürdig machet, so sehr kennet er den Einfluß, den sie in die Denkungsart, in die Gemüthsbewegungen und in die Handlungen des Volks hat. Er weiß wie groß, wie beredend, wie mächtig sie ist. Er ziehet also ungescheut ihre Larve an, und wird ein Betrüger an GOtt und an den Menschen. Der redlichste, der aufrichtigste, der frömmste Christ, ist in Ausübung der äusserlichen Pflichten derselben nicht eifriger als er. Wenn er nur durch dieses seine verdammlichen Absichten erreichet, wenn er die Einfalt und oft die Tugend und Frömmigkeit selbst berücket, so bekümmert er sich weder um das Ansehen und die

Ehr=

Ehrfurcht, die dem geistlichen Stande gebühret; noch um die Ordnung, die in der Kirche herrschen soll, noch um die Ehre GOttes, den sein Herze verläugnet. Ihm ist alsdann alles gleichgiltig; und Meineid, Lieblosigkeit, Verrätherey, Rachbegierde, und alle Greuel, welche die Religion, und ihre allerheiligsten Urheber verdammen, sind in seinen Augen nichts als Kinderspiel, und auf das höchste unvermeidliche Staatssünden.

Selbst ein Sclave seiner Leidenschaften, und seiner ungestümmen und übel geordneten Begierden, hat er die wahre Freyheit nie gekannt. Wie er diesem seinen Tyrannen blindlings gehorchet, so fodert er auch von andern eine unbedingte Unterwürfigkeit. Er verehret weder die Gesetze, noch den Bürger, zu dessen Wohlfahrt dieselben geordnet sind. Alles muß seinen Willen, seinem Eigennützen, und seiner Herrschsucht weichen. Er empfindet wie gefähr-

fährlich es für ihn und seine schlimmen Absichten seyn würde, wenn der wahre Geist der Freyheit in dem Herzen des Volkes rege werden sollte. Er weiß, wie wichtig es für ihn ist, daß dieser unterdrücket, und auch die schwächsten Funken davon ersticket werden. Ungebundenheit, Frechheit, Ausgelassenheit, Frevel und Ungehorsam sind für ihn lange nicht so fruchtbar. Er machet dieselben im Gegentheile zu Werkzeugen seines Ehrgeitzes und seiner Tyranney. Wider die Tugend, die er unterdrücket, suchet er Hülfe und Beystand bey dem Laster und dem Frevel, die er begünstiget. Er wirft sich zu dem Beschützer und Schmeichler der schlimmsten und der verwegensten des Volkes auf. Er wird derselben Zuflucht gegen den Eifer der Guten, und gegen die Strenge der Gesetze. Er braucht dieselben dagegen als getreue Trabanten, durch die er den Bescheidnen und furchtsamen Bürger in der Ehrfurcht und in der Sclaverey erhält, die

Frey:

Freyheit des Staates ungescheut zernichtet, und seine landverderblichen Anschläge und Unternehmungen triumphiren machet.

So ist sein unglückseliges Leben ein ununterbrochenes Gewebe von Schande, Laster und Verbrechen. Ohne Ruhe, ohne Frieden, ohne wahres Vergnügen fließen seine trüben Tage dahin, und reissen ihn dem fürchterlichen Zeitpunct entgegen, vor dessen blosser Vorstellung sein verzagtes Herz bebet. So sehr er diesen finstern Gedanken von sich zu entfernen gedenket, so schleunig überraschet ihn die entscheidende Stunde. Sie kömmt daher, schwarz und schröcklich, wie ein unglückschwangeres Ungewitter. Die Blitze der Wahrheit zerstreuen die Finsternisse, die ihm die Abscheulichkeit seiner Thaten bis dahin verborgen hatten. Sie erwecken sein eingeschlafnes Gewissen, den furchtbarsten und untrüglichsten aller Richter. Nun stellen sich ihm alle Greuel dar, die er verübet hat. Die verführte Unschuld, die unterdrückte

Tugend,

Tugend, die verletzte Ehre, die verachtete Gerechtigkeit, der entweihte Eid, die mißbrauchte Religion, das mißhandelte Vaterland, und eine unzähliche Menge verübter Laster, samt deren erschrecklichen Folgen, zeigen ihm auf einmal die häßliche Scene seines vergangenen Lebens, und die fürchterliche Aussicht in sein künftiges. Furcht, Ungewißheit, Angst und Verzweiflung, bemächtigen sich der unglückseligen Seele. Diese findet nun in der niedrigen, elenden, und betrüglichen Hoffnung der Zernichtung keine Ruhe mehr; verläßt in diesem Zustande den Leib, der ihr einziges Gut gewesen ist, und stürzet sich in einen unendlichen Abgrund, wo sie die unselige Belohnung ihrer an dem Schöpfer, sich selbst, an ihrem Nächsten, und an ihrem Vaterlande verübter Untreue, zu erwarten hat.

BIBLIOTECA
[illegible]
[illegible]

XXXXX (1-8) XII. 86

III. 87

XX (2 Bde). XI. 87

XXXXX (1-8) VII. 89

XXXXX (1-8) X. 91

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Braun, Heinrich, 1732-1792 / Braun, Heinrich, / Söckler, Johann Michael,

Heinrich Brauns Sammlung von guten Mustern in der deutschen Sprach- Dicht- und Redekunst Zur Beförderung des guten Geschmackes in Oberdeutschlande

Bd.: 2

München 1768

P.o.germ. 167-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106221-0
VD18 8011007